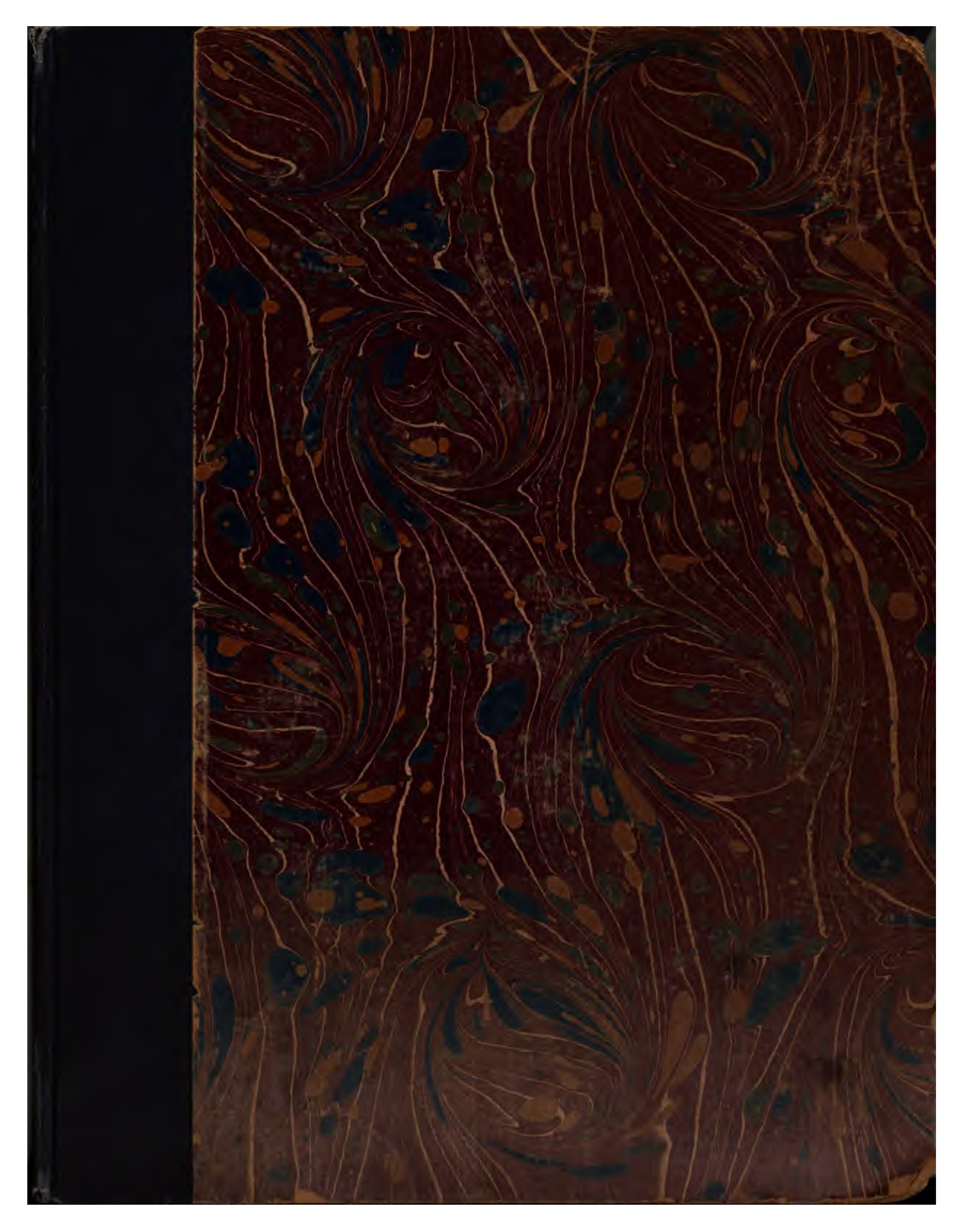








Vincenz Bernhard Tscharner
im Alter von etwa 20 Jahren.

Das Original-Ölgemälde ist im Besitze des Herrn von Tscharner-von Bonstetten in Aubonne.

Neujahrs-Blatt

der

Litterarischen Gesellschaft Bern

auf

das Jahr 1896.



Vincenz Bernhard Tscharner

(1728—1778).



Von

Gustav Tobler.



Bern.

Druck und Verlag von K. J. Wyß.

1895.



Neujahrs-Blatt

der

Litterarischen Gesellschaft Bern

auf

das Jahr 1896.



Vincenz Bernhard Tscharner

(1728–1778).



Von

Gustav Tobler.



Bern.

Druck und Verlag von K. J. Wyß.

1895.

47538.30

Hayes fund

Das Leben des Berners, das in den folgenden Blättern zur Darstellung gelangen soll, weist viele Berührungspunkte mit demjenigen des merkwürdigen Mannes auf, dessen Andenken das letzte Neujahrsblatt auffrischte. Wie die Muralt, so sind auch die Tscharner im Reformationsjahrhundert nach Bern gekommen und schwangen sich in der neuen Heimat, wie jene, durch ihre anhaltende Tüchtigkeit zu den ersten Ämtern empor, so daß ihre Mitglieder zu den einflußreichsten Persönlichkeiten des alten Bern gehörten. Mit Beat Ludwig Muralt hat Vincenz Bernhard Tscharner im besondern dies gemein, daß er seine weltmännische Bildung durch Reisen in Holland, England und Frankreich erwarb, daß er, der Familientradition widersprechend, den fremden Kriegsdienst mied, den Umgang mit Gelehrten vorzog, sich in idyllischer Abgeschlossenheit selber schriftstellerisch bethätigte und den herrschenden Vorurteilen entgegen es wagte, die Pflichten seines Standes anders aufzufassen und sich einen Wirkungskreis eigener Wahl zu schaffen. Und doch, welcher Unterschied zwischen diesen Männern! Während jener selbstquälerisch dem Heilsgedanken nachhing und sich von der Welt als ein Klosterbruder oder Al Hafi zurückzog, so stellte dieser seine Thätigkeit in freigebendster Weise in den Dienst seiner Mitmenschen, überzeugt, daß die wahre Tugend nicht durch die Weltflucht, sondern nur durch unverdrossene Arbeit für das Schöne, das Wahre und das Gute zu erringen sei. Deswegen fehlte es ihm, — mochte zwar mancher seines Standes über sein Beginnen den Kopf schütteln – schon zu Lebzeiten nicht an Anerkennung; Männer wie Haller, Bodmer, Zimmermann, Geßner, Klopstock, Wieland, Young würdigten ihn ihrer Freundschaft. Aber auch Iselin, Balthasar, Tschiffeli und Dr. Hirzel, die Menschenfreunde und Patrioten, nannten ihn den Ihrigen. Sollen wir im besondern noch einzelne Zeugnisse anführen?

Dem Jüngling rühmte man nach, daß er zu den besterzogenen jungen Leuten Berns gehöre. Die Akademie der Wissenschaften in München ernannte den Einunddreißigjährigen im August 1759 zum Ehrenmitgliede; vom Manne urteilt Dr. Hirzel in Zürich: „Ein Mann von einer großen Gelehrtheit, die er sehr wohl verdaut hat, welches sich in seinen Unterredungen durch eine bewunderungswürdige Deutlichkeit und Gründlichkeit äußert; man bewundert ihn um so lieber, weil man nicht die geringste Begierde an ihm wahrnimmt, für gelehrt angesehen zu werden. Man sagt, daß er durch seine Handlungen die Größe seiner Seele noch mehr als durch seine Reden verrate." Der bei Lausanne wohnende Prinz von Württemberg hatte zu Seigneux de Correvon geäußert: „Niemand ehrt Bernhard Tscharner mehr, als ich. Er ist ein ausgezeichneter Magistrat durch seinen Verstand und seine Tugenden. Er wird eines Tages der Ruhm des Vaterlandes werden; denn Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe beherrschen alle seine Gefühle." Und von dem Toten sprach Dr. Zimmermann: „Die Republik Bern hat an diesem aufgeklärten, edeln und thätigen Manne sehr viel verloren." [1])

Thun wir unrecht, wenn wir das Bild dieses Mannes neu aufleben lassen? Wir wollen sehen!

Jugendzeit. Haller.

Emanuel Tscharner war bei der im Jahre 1699 erfolgten Geburt für tot gehalten worden. Das Kind war schon eingesargt, die Beerdigung sollte stattfinden, als die Amme, die das Kind noch einmal sehen wollte, Leben bei ihm verspürte und es so vom Lebendigbegrabenwerden errettete. Zum Manne herangewachsen, wurde Emanuel im Jahre 1727 Schultheiß des äußern Standes, acht Jahre später Mitglied des Großen Rates, 1748 Landvogt des Thurgaus, 1752 Hofmeister von Königsfelden. Als er im Jahre 1777 starb, nahm er den Ruf eines vorzüglichen, gerechten und gelehrten Magistrats, eines frommen Mannes und musterhaften Familienvaters ins Grab.

Seiner Ehe mit Maria Magdalena Tscharner entsproßten als die ältesten Kinder Niklaus Emanuel, geb. am 27. März 1727 und Vincenz Bernhard, geb. den 4. März 1728. Da der Vater den öffentlichen Schulen kein besonderes Zutrauen schenkte, so ließ er die Kinder durch Privatlehrer unterrichten, und hiebei hatte er das Glück, in Johannes Stapfer, dem spätern Professor der Theologie, nicht nur einen Mann von gediegenem Wissen, sondern auch echt erzieherischen Fähigkeiten zu gewinnen. Seit dem Jahre 1738 leitete dieser ihren Bildungsgang in trefflicher Weise; er führte sie in die alten Sprachen ein, und regte, selbst dichterisch veranlagt, ihren Sinn für die Poesie an, indem er sie auch mit den neuesten

Erscheinungen der schönen Wissenschaften in deutscher, französischer und englischer Sprache bekannt machte. Der ältere Zögling rühmte in einem Briefe an Bodmer (26. Mai 1749) die Vernunft, den Geschmack und die Belesenheit seines Lehrers; er kenne Pope, Addisson, Fontanelle, Haller, Newton, Leibnitz, Mallebranche; er sei ein geborner Dichter, der in Bern für die reimlosen Verse geeifert hätte und einer der ersten Märtyrer derselben geworden sei. Der Hauslehrer begleitete sie auch nach Yverdon, als die jungen Tscharner dort einen längern Aufenthalt machten, und in den Jahren 1748 bis 1750 nach Frauenfeld, als der Vater daselbst die Stelle eines Landvogts versah.

Sie brachten hieher bereits Liebe zu den Wissenschaften und eine ernste Lebensauffassung mit, wie sie bei Leuten ihres Alters und ihres Standes nicht zu häufig sein dürfte. Zeugnisse dieser Gesinnung sind uns wenigstens in den Briefen des Bernhard erhalten, die er zwischen den Jahren 1745 und 1749 an seinen Freund J. R. Sinner richtete. Nach einem solchen aus dem Jahre 1745 beschäftigt er sich gegenwärtig mit Zeichnen. Warum? weil es ihn beunruhigt, andere etwas leisten zu sehen, was er selber nicht kann. Und diese Gedanken kleidet er in hübsche französische Verse, im Stile einer Fabel, wie er als Sperling die Nachtigall im Singen und den Adler im Fliegen erreichen wolle und in diesem Unterfangen scheitere. Als 17jähriger Jüngling drückte er sein Bedauern aus über „unsere jungen Taugenichtse, die ihre Zeit auf traurige Weise dahinschleppen, sich bei der Arbeit und dem Nichtsthun langweilen, die erröten, eine gute Handlung zu thun, die sie von andern loben". Es freut ihn auch, daß sein Freund J. R. Sinner Bibliothekar geworden ist, weil er die Hoffnung hegt, daß dieser durch eine unpedantische Auswahl der Bücher, die auch dem neuen Geschmacke Rechnung trägt, „unsere jungen Faullenzer" zur Lektüre anhalten werde. In jenen Jahren las er Plutarch, den Telemach des Fenelon, den er als den schönsten und solidesten Roman bezeichnete, dann Voltaire, Pope und Haller. Dem französischen Philosophen gegenüber hat sich sein Urteil noch nicht abklären können. Er möchte zwar dem begeisterten Verehrer des französischen Dichters, seinem Freunde Sinner, gerne widersprechen. Es ärgert ihn, daß Voltaire den Telemach nicht als ein episches Gedicht gelten lassen will; auch glaubte er in dessen Abhandlung über die Elemente der Philosophie Newtons Widersprüche gefunden zu haben. Andrerseits aber muß er zugeben, daß die Geschichte Karls XII. ungemein spannend geschrieben sei, und so kann er diesem „Heiligen des Tages" die Bewunderung doch nicht versagen. Der Mann seines Herzens aber ist sein Landsmann Haller; dieser schrieb nur einen einzigen Band Gedichte, meint Bernhard, aber Gedichte von bleibendem Werte. Der blendende und geistreiche Voltaire möge zwar als Dichter ebenso groß sein wie der gedankenschwere und sprachgewaltige Haller, als Philosoph aber werde der Franzose von dem Berner übertroffen. Es

war gewiß nicht allein der Stolz auf seinen Landsmann, der dem 18jährigen Jünglinge diese Worte in die Feder diktierte. Die würdevolle, majestätische, ruhig-sichere Art, wie Haller seine philosophischen Gedanken vorzutragen verstand, mag Tscharner gewonnen und zugleich auch darüber getäuscht haben, daß der Göttinger Professor seine Waffen aus dem gleichen englischen Arsenal bezogen hatte, wie der leidenschaftliche, vernichtende, unerbittliche Voltaire.

An Hallers Dichtungen versuchte Bernhard Tscharner auf Anregung seines Lehrers Stapfer zuerst seine Üebersetzungskunst. Er übersandte im Jahre 1745 oder 1746 (der Brief ist undatiert, gehört aber, der Schrift nach zu schließen, in die genannte Zeit) seinem Freunde Sinner einige gereimte Strophen der Haller'schen Ode „Über die Ehre" im Versmaß des Originals, die gar nicht übel gelungen sind. Auf Zureden Stapfers fuhr er in der Übersetzung fort und ließ dann von fünfzehn bereits fertiggestellten Gedichten „Die Falschheit der menschlichen Tugenden" im J. 1747 erscheinen,[2]) welcher Probe die Billigung Hallers und zugleich die Ehre zu teil wurde, von einem Engländer in dessen Muttersprache übertragen zu werden. Mit Eifer betrieb der junge Berner seine Arbeit in Frauenfeld weiter, namentlich gehoben durch die Zustimmung Bodmers, mit dem er seit kurzer Zeit in briefliche Beziehungen getreten war. Bodmer schrieb ihm am 20. September 1748: „Ihre französische Übersetzung der Haller'schen Gedichte hat meinen vollkommenen Beifall. Sie haben ein Mittel gefunden, auf den Schultern dieses großen Mannes zu sitzen und mit ihm per ora virum zu fliegen. Ich könnte mit demselben Recht sagen, Sie hätten dem Herrn Haller ein Paar neue Flügel angesetzet, auf welchen er in Welten und Gegenden flieget, wohin ihn die deutschen Fittige nicht vermochten zu tragen." Haller war von den ihm im Mai 1748 und im Februar 1749 handschriftlich übersandten Gedichten allerdings befriedigt, aber nur ungerne konnte er sich zur Drucklegung derselben entschließen: er fürchtet, sich einer ungünstigen Kritik der Franzosen auszusetzen, die durch große Schriftsteller verwöhnt und außerordentlich heikel seien. Gleichsam als Fühler ließ er zuerst die „Alpen" erscheinen.[3]) Die Aufnahme dieser Probe muß wenigstens keine ungünstige gewesen sein, denn endlich gab Haller, wenn auch immer noch mit Bedenken, die Erlaubnis zum Druck des von ihm durchgesehenen und verbesserten Manuskripts. Tscharner hatte ihn förmlich dazu gedrängt. Er stützte sich auf die günstigen Urteile Bodmers und des Pfarrers Bertrand in Bern; er machte die ganz zutreffende Bemerkung, daß bei aller Verschiedenheit der deutschen und französischen Dichtung das große und wahre Schöne überall gleich nachempfunden werde; er überläßt es ihm, auf welche Art er den Übersetzer beim Publikum einführen wolle; doch bittet er ihn, nicht allzusehr den „gentilhomme" und den „de T." zu betonen: „Sie kennen ja meine Mitbürger, und dies gäbe ihnen schönen Stoff, mich zu hänseln." Aber auch ein klein wenig verzeihliche jugendliche Eitelkeit spielte

hier mit; er gesteht in liebenswürdiger Naivetät, daß es ihm schmeicheln würde, seinen Namen mit demjenigen Hallers gelesen zu wissen. Für Bodmer, der an Bescheidenheit nie krankte, war das Benehmen Hallers in dieser Frage geradezu unbegreiflich; es will ihm scheinen, als ob der große Berner schier Profession daraus mache, seine eigenen Poesien zu verkleinern. Zu Ostern 1750 erschien dann endlich das Büchlein: „Poésies choisies de M. de Haller." [4]) Zwei bereits im Jahre 1747 übersetzte Gedichte — ihre Titel sind in der Bibliothèque raisonnée angegeben — hatte er weggelassen und sie durch vier neue ersetzt, so daß die Zahl der Haller'schen Dichtungen siebenzehn betrug. Wie schon der Titel besagt, war die Ueberseßung in Prosa bewerkstelligt worden. Es ist dies wirklich zu bedauern, denn nach der schönen Probe zu schließen, die Tscharner von der Kunst der Wiedergabe der Gedichte im Versmaße des Originals schon vor einigen Jahren abgelegt hatte, würde ihm die poetische Übertragung nicht zu große Schwierigkeiten bereitet haben.

Tscharner hatte die Freude, aus Bern berichten zu können, daß dort die Übersetzung gut aufgenommen worden sei. Er selbst war durchaus nicht blind für ihre Fehler. „Ich sehe tausend Flüchtigkeiten"; aber er nahm sich vor, beständig daran zu bessern, um die Übersetzung den Schönheiten des Originals immer näher zu bringen.

Die Übersetzung errang bei den Franzosen einen geradezu überraschenden Erfolg. Zwar meinte ein kompetenter Beurteiler, der Baron von Grimm, daß sie schwach und fehlerhaft sei und vom Original weit abstehe, aber, fügte er hinzu: sie genügt, um den Franzosen zu beweisen, daß die Lobsprüche, welche die Deutschen ihrem Dichterphilosophen erteilen, nur gerecht und wohlverdient sind.[5]) Von nun an gehörte Haller zu den gefeierten Dichtern in Frankreich, und man hegte die Überzeugung, daß er der größte Poet Deutschlands sei. Und diese Strömung erzeugt zu haben, bleibt das unleugbare Verdienst Tscharners, der sich auch bemühte, die rasch sich folgenden Auflagen durch Anbringung von neuen Verbesserungen der französischen Sprache anzubequemen.

Seither blieb Tscharner durch das Band der Freundschaft mit Haller verknüpft. Es entstand zwischen den beiden ein Briefwechsel, in welchem neben litterarischen und geschäftlichen Fragen auch Familienangelegenheiten zur Sprache kamen. Tscharner sah die kleine Arbeit Zimmermanns über Hallers Leben, die im Jahre 1752 erschien, durch und erwarb sich damit den Dank des Verfassers[6]). Und als der große Gelehrte den dauernden Wohnsitz in Bern genommen hatte, gehörte Tscharner zu den Vertrauten seiner Umgebung, der nach Kräften dafür sorgte, daß der Ruf seines Dichterfreundes in immer weitere Kreise drang.

So schrieb er, unseres Wissens als der erste, im Jahre 1754 eine ausführliche ästhetische Würdigung der „Alpen", worin er wirklich ganz gescheite Beobach-

tungen über die Kunst des Dichters niederlegte: wie der Dichter das Ruhende durch Anwendung von Bildern zu beleben weiß, wie er mit einem einzigen gut gewählten Worte die Anschauung erhöht, wie er das Wirkliche wahrheitsgetreu zu schildern versteht, wie er geschickt die einzelnen Scenen aufeinander folgen läßt, und wie diese Schilderungen vom Leben in den Alpen nicht Selbstzweck sind, sondern dem Dichter nur als Illustration einer tiefsinnigen Lebensphilosophie dienen[7]). Mit seiner Zeit teilte er aber den Irrtum, gerade darin den Hauptvorzug des Dichters zu entdecken, worin dessen eigentliche Schwäche lag: im naturgetreuen Abmalen der Natur. Er stellte sogar einige dieser Gemälde: „Frühling, Heuernte, Herbst, Morgenstück und Abend" ausführlich zusammen. Ganz gerechtfertigt dagegen sind einige sprachliche Aussetzungen; seine gegen Zimmermann geäußerte Befürchtung, der Dichter möchte deswegen ungehalten werden, erwahrte sich jedenfalls nicht. Der Zweck dieser Studie war nicht so wohl, wie ihr Verfasser glauben machen will, den Geschmack für die Poesie und mithin für gute Sitten zu wecken, sondern ebensosehr, die Größe Hallers immer weitern Kreisen vorzuführen.

Auch in der Folgezeit ließ er sich von diesem Bestreben leiten. Als Heidegger in Zürich eine Neuauflage seines Nachdrucks der von Tscharner übersetzten Gedichte Hallers herausgeben wollte, vermehrte sie Tscharner mit einigen neuen Übersetzungen (Brief an Zimmermann vom 14. Okt. 1757). Dann ließ er in den Jahren 1760 und 1775 zwei neue und zwar wesentlich verbesserte Auflagen des gleichen Büchleins im eigenen Verlage erscheinen und veranlaßte, wie er am 16. Aug. 1763 an Haller berichtete, eine Übersetzung von dessen Gedichten in das Italienische. Die Teilnahmlosigkeit der Italiener für fremde Litteraturen hielt ihn aber von deren Drucklegung ab. [8–9]) Ebenso war er unermüdlich darauf bedacht, in den vom ihm herausgegebenen Zeitschriften den Ruhm des „Gelehrten" Haller in den Kreisen der Gebildeten, namentlich Italiens, zu erhalten und zu mehren. Und wie er als ein Herold des Haller'schen Ruhmes mit seiner Erstlingsschrift in die litterarische Welt eingetreten war, so widmete er auch die letzte Schrift seines Lebens dem von ihm so hochverehrten Manne. Als am 25. März 1778 in Bern die Gedächtnisfeier für den verstorbenen größten Bürger der Stadt gehalten wurde, hielt Tscharner die Rede auf den unvergeßlichen Mann.[10]) Die meisterhafte rhetorische Leistung, in der der Versuch glücklich unternommen wurde, die vielseitige Bedeutung Hallers auf den Gebieten der Wissenschaft, der Dichtung und des praktischen Lebens zu erfassen, ehrt zugleich auch den Redner, der nicht wie viele seiner Zeitgenossen nur mit stummer, verständnisloser Bewunderung zu dem Gelehrten aufblickte. Er wußte als ein Eingeweihter Hallers Lebensarbeit nach ihren Absichten und ihren Erfolgen zu würdigen und zu schätzen und so gehörte er zu den wenigen, die den Verlust Berns in seiner ganzen Größe zu erfassen

verstanden. Die Rede, deren innere Wärme noch heute packt, erhebt sich durch die unzweifelhafte Wahrheit ihrer Darstellung zu dem schönsten Denkmal und zugleich dem einzigen, welches die Zeitgenossen dem großen Mitbürger errichteten.

Wir sind hier der Zeit vorausgeeilt. Kehren wir zu Tscharners Jugend zurück.

Bodmer und Klopstock.

Die Beziehungen zu Johann Jakob Bodmer in Zürich gaben dem Streben der beiden Brüder für einige Jahre eine ganz bestimmte Richtung. Dieser, der gerne darauf ausging, junge Leute an sich zu ziehen und sie mit seinem Geiste zu erfüllen, um eine immer bereite, schlagfertige Phalanx gegen Leipzig in das Feld führen zu können, mußte den besondern Wunsch hegen, auch in Bern einige Vorposten zu besitzen, wo er seit dem Tode Henzis das Terrain völlig den Gottschedianern hatte überlassen müssen. Er übersandte also den Brüdern Tscharner im Januar 1748 sein neuestes Werk, die Dunciade, als Geschenk. Erfreut über diese Ehre von seiten des tapfern Kämpfers für Vernunft, Witz und Geschmack, dankten ihm die beiden, und im besondern wünschte Bernhard, den berühmten Professor zu seinem Führer wählen zu dürfen. „Wie glücklich, wenn ich Ihren Lehren und Hallers Beispiel folgen kann!“ Zudem bat er um die Gunst, die Erstlinge seiner Muse ihm zur Begutachtung vorlegen zu können.

Bodmer beantworte dieses Anerbieten am 7. Februar mit folgenden Zeilen:

„Es wäre ein unglückliches Zeichen für eine kritische Schrift und noch mehr für eine satirische, wenn solche niemanden beleidigte. Aber noch ein größeres Unglück wäre es, wenn sie keine Freunde bekäme. Ich bin in beiden Fällen glücklich genug, meine Kritiken haben mir Feinde und auch Freunde erworben. Ich halte keine Buchhaltung von den erstern; aber in meinem Register der Freunde stehen Gleim, von Kleist, Gärtner, Ramler, Rabener, Klopstock . . . Diese Namen werden vermutlich auf die Nachwelt kommen. Kleist arbeitet wie ein Held an seiner Landlust, er läßt seine Muse durch nichts stören, weder durch den Lärm der Waffen, noch durch den Spott seiner ungelehrten Freunde! Man schickt ihn in Arrest, so oft er außer den Mauern gegangen ist, Bilder für sein Werk zu sammeln, und dann dichtet er im Arreste. In beigelegten Stücken haben Sie eine Probe von seiner Muse, ich schenke Ihnen dieselbe. Klopstock schreibt die Erlösung durch den Messias mit Milton's Geiste, Sie werden in den nächstfolgenden Bremischen Beiträgen etwas davon zu lesen bekommen. — Gemeiniglich ist die traurigste Wirkung der zunehmenden Jahre, daß das Verzeichnis derjenigen, die wir liebten und verloren haben, täglich größer wird.

Ich habe nicht Ursache, diese Klage zu führen. Die Freunde meiner Jugend (ich rede wenigstens von den poetischen Freunden) waren in weit geringerer Anzahl und von geringerem Werte als die Freunde, die in meinem mittleren Alter ihre Stelle ersetzt haben. Ich habe in meinen jugendlichen Jahren die Poesie der Deutschen in ihrer bleiernen Zeit gesehen, in meinen mittleren sah ich sie sich dem silbernen Alter nähern, und wenn ich noch etliche Jahre lebe, so hoffe ich den vollen Anbruch der goldenen zu erblicken. Es soll mir ein rechtschaffener Trost sein, daß die oben benannten wackern Leute mich für ihren Zeitgenossen erkennen werden. Welch Elend, daß ich mit Gottscheden in einem Jahre in die Welt gesetzt worden! Wäre ich dreißig Jahre später gekommen, was für herrliche Werke, die jetzt noch in dem fruchtbaren Schoße dieser Poeten liegen, könnte ich vorher sehen, die baldigst zu meinem Vergnügen an das Licht kommen würden!

„Jetzo darf ich auch dieselben, werteste Herren, unter meine Freunde zählen. Es ist Ihre Billigkeit, daß Sie mich wegen einiger satirischer Streiche, die ich auf die Barbarei geführt habe, nicht für einen ungezogenen Menschen halten. Pope hat den Unverstand noch ungnädiger gepeitscht und Pope war der gütigste Mensch, wie der beste Poet. Euer Wohledelgeboren können mir kaum ein größeres Vergnügen machen, als wenn Sie mich der Geburt und dem Wachstum Ihrer poetischen Arbeiten einigemal zusehen lassen. Dadurch wird mir ein Blick in die künftigen goldenen Zeiten vergönnet, und ich bekomme so einen Vorgeschmack von den Vergnügungen des Weltalters, welches ich mit den weltlichen Augen nicht mehr sehen werde. Gönnen Sie mir über dieses noch das Vergnügen, dieselben persönlich kennen zu lernen!"

Damit war eine schöne Zeit gegenseitigen Meinungsaustausches, herzlichen Verständnisses und frischen Schaffens eingeleitet. Niklaus erzählt in seinen Briefen, daß er sich bis jetzt bestrebt hätte, die Menschen im Leben und aus den Büchern kennen zu lernen, er spricht von seiner Lektüre, dem Telemach, den Bremer Beiträgen, von Brüyère und Larochefoucault und teilt mit, daß seine Übersetzung der Maximen des letztern im März 1749 bei Heidegger in Zürich erschienen sei.[11]) Diese Übertragung habe er nicht sowohl in der Absicht unternommen, um sich persönlich in der deutschen Sprache zu üben, „die uns zur Schande unserer Nation fremd geworden ist", als weil er die vortrefflichen Maximen der Aufmerksamkeit der Deutschen für wert erachtet. Bernhard spricht von seiner Hallerübersetzung, von seinen eigenen deutschen Gedichten, die gelegentlich entstanden sind, indem er sich von einer rauschenden Gesellschaft in die Einsamkeit eines benachbarten Waldes wegstahl; er eröffnete im Oktober 1748 den Plan, aus Mißfallen an Brockes „schlänglichter Übersetzung" des Pope eine neue unternehmen zu wollen, im Januar 1749 macht er sich an die Sammlung von Material zur Ausarbeitung einer Schweizergeschichte, im Mai des gleichen Jahres denkt er an die Abfassung eines

Trauerspiels — „Allein ich bin noch in den Jahren der Wanderung, ohne Ziel, und ich fühle gar wohl, daß zur Ausführung ordentlicher Werke eine ruhige Erfahrung und bestimmtere Umstände nötig sind."

Auf alle diese Ideen tritt Bodmer mit freudiger Zustimmung ein. „Wie viel Freude machen Sie mir", schreibt er am 3. Dezember 1748 an Bernhard über dessen Gedichte, „daß Sie mich zum Vertrauten Ihrer Poesie machen! Ich habe mich über den philosophischen und gründlichen Inhalt nicht verwundert, denn ich erwartete nichts Geringeres von Ihnen, aber ich verwunderte mich über Ihre Kundschaft der deutschen Sprache und des deutschen Verses. Ich bin es nicht allein, der mit Ihren Gedichten wohlzufrieden ist, ein paar meiner besten Freunde sind ebenso wohl damit zufrieden." Geradezu enthusiastisch schreibt er ihm im folgenden April: „Sie verlängern den Genuß meines Lebens über das Ziel, das die Natur ihm gesetzt hat, indem Sie mir den Vorgeschmack solcher Schriften mitteilen, welche erst für die künftige Welt gewidmet sind. Ich meine erstlich Ihre Poesie, die mir schon in ihrer Blüte zu erkennen gibt, wie geruch- und geschmackreich ihre reifen Früchte sein werden. Sie können es in diesem Teile der muntern Wissenschaft auf einen hohen Grad bringen, wenn Sie wollen. Aber klingeln Sie doch Ihre Leser mit dem betäubenden Rauschen der Reime nicht in Schlaf, daß wir die süßen, die wohlausgedrückten Gedanken nicht mehr hören!" Bodmer lobte Bernhards Plan betreffend die Schweizergeschichte; er rät ihm zur Abfassung eines Trauerspiels, da es etwas Leichtes sei, alle Deutschen in dieser Dichtungsart zu übertreffen; er ermuntert ihn, poetische ernsthafte Erzählungen zu verfassen und übersendet ihm gleich die Themata: Der Tod des Sokrates, der Tod des Phocion, die Liebe des Petrarka, Deukalion und Pyrrha, oder die Begegnung Isaaks mit Rebekka; er bittet ihn, in den thurgauischen Schlössern nach mittelalterlichen Gedichten nachzuforschen, „vielleicht läßt uns das Schicksal einen alten poetischen Schatz entdecken, welcher uns mehr Vergnügen macht, als seinen unwissenden Besitzern."

Das Hauptthema ihrer Unterhaltung bildete aber Klopstock. Bodmer hatte die beiden Brüder ja schon im Februar 1748 auf das baldige Erscheinen des Messias aufmerksam gemacht. Sie lasen das Werk sofort und waren von der Größe des Stoffes und der hinreißenden Kraft der Gedanken übernommen. Niklaus hatte sofort den Entschluß gefaßt, dieses „himmlische" Gedicht und seinen großen Verfertiger „fremden Völkern" bekannt zu machen, um dem würdigen Dichter seine bewundernde Ehrfurcht zu zeigen und den Ausländern ein angenehmes Geschenk zu bereiten. Der großen Schwierigkeit, die Schönheit und Pracht der Sprache, wie die Erhabenheit der Gedanken nachzuahmen, bleibt er sich von vornherein bewußt, aber „meine Ungeduld wird erst mit dem vollendeten Werke gestillt sein". Doch er stand von diesem Plane wieder ab; er

ist ja kein Dichter und keine noch so gute Übersetzung kann die tausend Schönheiten der Klopstock'schen Sprache erreichen. Hingegen nahm er sich vor, eine Vergleichung zwischen Miltons verlorenem Paradiese und dem Messias zu schreiben, die nicht zum Nachteile Klopstocks ausfallen sollte. Und nicht minder entzückt war Bernhard, dem das Gedicht einzigartig vorkam, ein Orakel, vorgetragen mit der mystischen Majestät eines Priesters. Er bekennt sich als ein Apostel der neuen Poesie, des Hexameters und der reimfreien Verse; er freut sich, daß man ihn als einen fanatischen Modelehrer ansieht und bedauert, daß man in Bern über den Messias nichts anderes zu sagen wisse, als daß er ein „neues Ding" sei.

Das war der richtige Boden, auf dem Bodmers Pläne gedeihen konnten. Er schrieb am 20. September 1748 an Bernhard Tscharner:

„Da Sie in der französischen Sprache so stark sind, muß ich Sie um einen Gefallen bitten. Sie haben die drei ersten Bücher des Messias in dem vierten Band der Bremischen Beiträge gelesen. Es ist nicht möglich, daß Sie von den göttlichen Gedanken des Poeten nicht entzückt worden. Seine Poesie hat keinen Vorgänger als die Propheten, den Pindarus und den Milton, Dichter, die noch niemand zu Vorgängern hat wählen dürfen.

> Auf heiligern Bergen als der Parnassus ist,
> Von Seraphinen und von Uranien
> Allein besuchet, geht er einsam,
> Unnachgeahmet, ohne Nebenbuhler.

„Welches Unglück, daß er verurteilt ist, ein mancipium domesticum zu sein! In England hätte ihn ein reiches Frauenzimmer aus bloßer Hochachtung für seine Poesie geehelicht, wie dem Mallet widerfahren ist, oder der Messias hätte ihm etliche tausend Pfunde Sterlin eingebracht, wie Achilles und Ulysses dem Pope. [11a]) Können wir den Poeten des Messias im Staube liegen, können wir ihn in der Dienstbarkeit schmachten lassen! Ist es nicht für unsere Ehre, für die Ehre des menschlichen Geschlechtes, welches er in seine ursprüngliche Würde erhebt, anständiger, daß wir ihm zu einem freien und ruhigen Leben helfen, daß wir dadurch dem Messias und seinem Poeten das Werk der Erlösung erleichtern! Welches Elend, wenn er in der Knechtschaft verderben, wenn die Erlösung nicht vollendet würde! Welche Verdammnis! Ich habe eine Idee, wie ich den Poeten dem Mangel entreißen könne! Ich will Ihnen solche ein ander Mal entdecken. Zu meinem Vorhaben ist nötig, daß das Gedicht auf den Messias den Franzosen, den Italienern und den Engländern bekannt werde. Daran will ich vor allen Dingen arbeiten. Zu dem Ende habe ich Übersetzungen ins Französische von einigen guten Stellen des Messias nötig. Sie können solche so gut als irgend ein anderer verfertigen und Sie sind ein so guter Christ, daß Sie dieses dem

Messias, dem Poeten des Messias und mir, wenn ich mich neben diesen nennen darf, nicht abschlagen. Sie können die Stellen nach ihrem Belieben auslesen. Wenn Sie noch ein Elogium des Werkes von Ihrer Arbeit hinzusetzen wollen, so werden Ihre Verdienste um uns desto vollständiger."

Bernhard schrieb nun eine Inhaltsangabe der drei ersten Gesänge, er wählte einzelne besonders schöne Stellen aus und erläuterte ihre Schönheit durch einen verbindenden Text, der das höchste Lob des Messias-Dichters enthält. Am 8. Oktober sandte er die vollendete Bestellung nach Zürich, mit der Bemerkung: „Allein Sie wissen, was Übersetzungen an sich haben. Überdies ist der Messias von einer Art Gedichte, die sich am schwersten in einer andern Sprache ausdrücken lassen; voll von neuen, zusammengefügten Worten, womit er seine erhabenen Bilder beseelt, und die einem jeden Begriff so genau entsprechen, daß sie gleichsam sein Wesen ausmachen, mehrteils Worte, die man ohne Umwege und in aller ihrer Kraft nicht übersetzen kann." Hierauf antwortete am 3. Dezember Bodmer:

„Sie haben mit Ihren übersetzten Auszügen dem Vertrauen, das ich auf Ihre Höflichkeit und Geschicklichkeit gesetzt hatte, völlig genug gethan. Sie sollen in kurzer Zeit sehen, was für einen Gebrauch ich davon gemacht habe. Man mag Milton oder Klopstock vorziehen, so kann mich keins von beiden verdrießen, wenn ich gleich ungereimt genug wäre, mich etwas von dieser Art verdrießen zu lassen. Ich habe für Milton nicht mehr gethan und gelitten, als ich entschlossen bin, für Klopstock zu thun und zu leiden."

Tscharner wird nicht wenig erstaunt gewesen sein, als sich die geheimnisvolle Andeutung enthüllte und im Dezemberheft einer Neuenburger Zeitschrift [12]) seine Auszüge erschienen. So hatte er durch Bodmers Vermittlung als der erste die französische Schweiz, vielleicht auch Frankreich, mit der neuen Dichtung bekannt gemacht. Wohl um ihn zur Fortsetzung seiner Arbeit zu ermuntern, hatte Bodmer jene Anzeige mit den Worten geschlossen: „Man kann unserer Poesie keinen größern Dienst erweisen, als mit einer vollständigen Übersetzung, zu der es nur Muße und Genauigkeit erfordert, um den Ruhm, den Klopstock unzweifelhaft ernten wird, einigermaßen mit ihm zu genießen."

Wirklich ging Tscharner tapfer an die Arbeit; aber mit derselben wuchsen auch die Schwierigkeiten. Er sah sich öfters im Falle, ein Bild, ein Wort, einen Umstand dem Wohlklange der Sprache aufzuopfern. Er that es in der ausgesprochenen Absicht, dem Messias bei den Franzosen schneller Freunde zu erwerben, „denn diese glauben, ein deutscher Dichter müsse hart klingen, wieviel mehr ein Übersetzer". Seine Berater bei der Übersetzung waren die Herren Stapfer und Pfarrer Bertrand in Bern, und es freute ihn namentlich, den letztern für den Messias gewonnen zu haben. Diesem Herrn wollten im zweiten Gesange die Teufel gar nicht gefallen. Aber beim Lesen des dritten Gesanges mußte er doch gestehen, daß

Klopstock ein Kenner des menschlichen Herzens sei, daß er große Empfindungen rege machen könne, und daß die Dichtung alle Kennzeichen homerischen Geistes an sich trage. Aber auch Bodmer stand der Übersetzung zu Gevatter; er las sie sorgfältig und übermachte dem Autor seine kritischen Bemerkungen, die ihrerseits wieder den Übersetzer zur Rechtfertigung veranlaßten. Es handelte sich hiebei nicht nur um die richtige Art der Übersetzung, sondern auch um Fragen des Verständnisses und der Metrik. So wollte Tscharner beobachten, daß sich bei Klopstock der Mangel eines festen Gesetzes in Bezug auf den Hexameter bemerkbar mache; er nehme zu oft die gleiche Silbe für lang und für kurz an, die doch nur eines von beiden sein sollte; es sei zu befürchten, daß die Gegner dieses prächtigsten Verses daraus Kapital schlagen würden.

Unter all diesen Schwierigkeiten kam das Werk zustande; im Herbst 1749 war der erste, Ende Januar des folgenden Jahres der zweite und Ende März der dritte Gesang vollendet.

Aber noch in anderer Weise war Bernhard Tscharner dem Verfasser des „himmlischen Gedichtes" näher getreten. Eine Besprechung des Messias durch den Pfarrer J. C. Heß in Altstetten veranlaßte den erstern zu einer öffentlichen freundschaftlichen Polemik.[13]) Während er einerseits Klopstock gegenüber einigen Einwänden in Schutz nimmt, findet er ein paar Stellen unklar, doch hegt er die Überzeugung, daß auch diese Mängel groß und bewundernswürdig seien, da die Schuld, die Schönheiten jener Stellen nicht zu entdecken, jedenfalls an ihm liege. Dann drückte er am 20. Januar 1750 in einem Schreiben an Bodmer das Verlangen aus, mit Klopstock bekannt zu werden, „dem Manne, der unsere Zeiten berühmt machen wird. Ich werde den Besitz seiner Freundschaft noch höher schätzen, als die Ehre seiner Bekanntschaft und dieselbe so zu gebrauchen suchen, daß ihm die meinige auf keine Weise beschwerlich fallen soll." Zu dem Zwecke übersandte er ihm zu Handen des liebeskranken Dichters folgende Widmung:

Salem an Klopstoken.*)

Weine nicht, Unsterblicher, beuge nicht so
Deinen zuvor ruhig erhabenen Sinn
Unter dem Leid: richte dein jugendlich Haupt
Freudig empor!

Vor deinem Blick unsichtbar hör'[1] ich dich oft,
Wenn du des Tags zürnend dem Pöbel entfleuchst,
Oder im Schooß nächtlicher, schrecklicher Ruh,
Einsam vor Gott.[2]

* Wir geben das Gedicht nach der Originalhandschrift hier wieder. Im Jahre 1750 wurde sie im „Freundschafftlichen Geschenke" abgedruckt mit folgenden, durch Bodmer veranlaßten Veränderungen:

[1] seh'.

[2] Oder im Schooß einsamer, nächtlicher Ruh
Weinend vor Gott.

Frei im Gebet deine Gedanken erzählst.
Selbst fühl' ich dann, wie dein verschwiegener Schmerz
Still dich empört, eh ihn dein jammerndes Aug'
Thränend verräth.

Warum fließt nicht, hell wie der freundliche Tag,
Wenn er den Lenz blühend am Himmel aufführt,
Ohne Gewölk, auch deiner Jugend Geschick
Über dir hin?

Und warum schweigt, Jüngling, dein Göttergesang,
Heiliges Lied, das auch den Himmeln gefiel,
Als es dein Geist hoch in andächtigem Ernst
Betend erfand?

Höre mich doch! sammle den zweifelnden Sinn!
Reiße dich selbst unter dem dunkeln Gesicht
Muthiger los! auf! eh die Wehmut dein Herz
Grausam besiegt!

Gott, der so gern seine Geschöpfe beglückt,
Dem du die früh'heilige Leyer geweiht,
Liebt Dich und kehrt Strahlen des stärkenden Blicks
Segnend auf dich. [3]

Tage der Ruh, die weise Christen entzückt, [4]
Warten auf dich mit überwindender Lust.
Wo du bisher Nächte mit Klagen gefeiert,
Wirst du nicht mehr

Seufzend und gram des um dich leidenden Freunds
Tröstungen fliehn. Wenn deine bebende Stimm
Zum Lob erhöht, auf frohen Lippen verstummt, [5]
Sich nur dein Mund

Lachend bemüht, und nur dein freudiges Aug
Schimmernd, beredt, dankbare Thränen ergießt: [6]
Dann führ' ich dir, die deine Seele so liebt,
Glückwünschend zu.

Siehe! sie naht deinem voreilenden Blick
Und deinem Kuß und dem einladenden Arm;
Mit keuscher Furcht, mit ungeduldiger Brust
Forscht sie dein Aug. [7]

---

[3] Liebt dich und kehrt Strahlen des göttlichen Blicks
Stärkend auf Dich.

[4] welche nur Christen entzückt.

[5] Wenn deine bebende Stimm
Unter dem Lob feuriger Lippen verstummt,

[6] Und nur dein schimmerndes Aug
Still und beredt dankbare Thränen ergießt.

[7] Siehe sie kömmt! In ihrem zitternden Arm
Deckt dir ein Kuß bald ein gewaltig Gefühl,
Das dir zuvor furchtsam ihr Auge verbarg,
Großmüthig auf.

Weine nicht so! Glaube, was Salem dir schwört!
Laß jetzt [8] dein Lied deine Empfindung erhöhn!
Singe das Lied, welches mit heiligem Schau'r
Seelen erfüllt!

Hierauf traf am 18. Febr. 1750 folgender Brief Bodmers in Frauenfeld ein: „Ich habe diesmal kein besseres Kompliment im Vorrat, Ihnen für Uebersendung der zweiten Messiade und die Ode des Seraphs zu machen, als daß ich hoffe, Sie selbst werden bei den neidischen Deutschen ebenfalls in das Urteil der Verdammnis fallen, in welches Ihr schon zärtlicher und doch noch kaum bekannter Freund, der Autor der „Zufälligen Gedanken" gefallen ist, weil er so unbedacht war, daß er den Dichter, der, wie Ihr Salem sagt, einen Göttergesang, ein heiliges Lied, das auch den Himmeln gefiel, erfunden hat, allzufrüh hat kanonisieren wollen. Ich wünsche Ihnen diese Verdammnis nach meiner Einsicht für Ihren Ruhm, ob auch gleich Ihre Ruhe dadurch ein wenig dürfte gestört werden. Ich sehe Sie muthig genug, etwas für den Poeten des Messias zu leiden. Herr Pastor Heß, dem ich Ihre Ode abzuschreiben vergönnt habe, siehet Sie schon für seinen Mitstreiter an; er urtheilt, daß Sie die Verbindung des Erhabenen mit dem Zärtlichen (und darin besteht der Charakter der Klopstock'schen Ode) gar gut nachgebildet haben und sein klopstockisches Herz hat sich nicht enthalten können, den Wunsch auszulassen, daß Sie noch eine Ode schreiben, in welcher unser Verlangen nach der Ankunft des Klopstocks bei uns ausgebildet würde. Er meint Freiheit, Freundschaft und Ruhe, die der Poet bei uns fände, gäben schon Stoff zu einer solchen Ode .... Klopstock ist zwar schon wirklich entschlossen in die Schweiz zu kommen und dieses cum prima hirundine und ohne daß er hier etwas anderes zu thun hat, als seine schweizerischen Freunde zu sehen. Unter diese zählt er Sie schon und schreibt mir: „Zu einer schönen Gegend gehören bei mir auch Berge, Thäler, Seen, aber weit vorzüglicher die Wohnung der Freunde. Wie weit und in welcher Situation wohnen Breitinger, Heß, Hirzel, Tscharner, Waser um Sie her?" Er hat schon etliche Fragmente der Uebersetzung gesehen und hätte gern gesehen, daß ich ihm alles überschickt hätte; ich hätte es auch gethan, wenn ich nicht für besser gehalten hätte, daß ich sie auf seine Ankunft zurückbehielte."

Also eine Begrüßungsode sollte von Tscharner geliefert werden. Er antwortete hierauf am 29. März, sein Verlangen nach Klopstock sei so groß, daß er es in einer Ode nicht auszudrücken im stande sei, um so weniger, als sein dichterischer Trieb etwas zufällig sich einzustellen pflege. Doch konnte er sie am 21. Mai mit dem Geständnisse übersenden, daß er mit ihr nicht zufrieden sei.

---

[8] Laß du dein Lied.

Wir kennen diese Ode nicht; sie mag aber gewesen sein, wie sie will, so fand sie bei Bodmer jedenfalls nicht mehr die günstige Aufnahme, wie die frühern Erzeugnisse Tscharners; denn die Freundschaft zwischen Frauenfeld und Zürich war in der Zwischenzeit durch ein tragikomisches Ereignis zerrissen und nur notdürftig wieder geflickt worden.

Nämlich. Im Frühjahr 1750 erschien in Leipzig anonym „Noah, ein Heldengedicht". Es waren nur die zwei ersten Gesänge. In Frauenfeld las man sie auch, war von ihnen aber wenig erbaut. Bernhard Tscharner schrieb am 16. März hierüber an Bodmer: „Haben Sie auch das neue Leipzigergeschöpf, den Seraph der Sündflut, den Noah, das Heldengedicht, gelesen? Wie könnte man sich gegen den Ueberfall von elenden Nachahmungen der Messiade sicher stellen? Der Herr Stapfer steht in dem Gedanken, man sollte diesen ersten Mißbrauch der hexametrischen Poesie von Grund aus bestrafen, dem Übel in der Geburt vorzubeugen, das man von der Fruchtbarkeit des deutschen Witzes besorgen muß."

Am 27. März schreibt sein Bruder Niklaus an den Gleichen, daß er eine Kritik des Noah geschrieben habe, die bei Heidegger in Zürich separat erscheine, und dankt ihm herzlichst, daß er, laut einer Mitteilung des Verlegers, deren Korrektur besorgen wolle. Dann fährt er fort:

„Der unglückliche Noah ist zu spät in die Welt gekommen, oder wie andere glauben, zu frühe, die ihn als eine unzeitige Geburt ansehen. Sein Unglück ist, daß wir einen Klopstock haben und den Messias gelesen haben. Dieser schadet ihm viel. Wäre der Verfasser der erste gewesen, so hätte man ihn als etwas Neues und Ungewohntes bewundert und ihm deswegen viel übersehen können. Aber Klopstock hat uns an Wunder gewöhnt und wir wollen nichts schlechteres bewundern. Jetzt ist Noah oder vielmehr sein Autor ein Nachahmer und wie gering ist er, wenn man ihn seinem Urbild entgegenhält! Wie würdig besingt Klopstock seinen göttlichen Helden, wie edel sind seine Gedanken, wie erhaben seine Gleichnisse, wie prächtig der Ausdruck, wie rein seine Schreibart, wie natürlich seine Charakteren, wie zierlich und schön ist der Messias! Vergleichet man mit diesem den Noah, so bleibet ihm kaum der Name eines Nachahmers und gewiß in dieser Abschrift kennt man das Urbild kaum. Wie prosaisch, wie seicht ist sie, kein erhabenes Gleichnis, kein neuer Gedanke, den der Autor nicht aus den Fabeln der Alten genommen oder aus der Naturlehre der Neueren, kein rechter Charakter, ausgenommen des sogenannten Petitmaitre, den man in einem Heldengedichte dieser Art nicht vermuten würde, nichts, das das Genie oder den guten Geschmack des Dichters verraten könnte." Mit Verlangen erwartet er Bodmers Meinung von dem Noah, denn „dessen Urteil ist ihm zum Gesetz geworden."

Die Antwort ließ Bodmer bereits am folgenden Tage abgehen. Sie lautet:

„Sie scheinen mit dem Noah, der von Leipzig gekommen ist, wohl übel zufrieden zu sein. Ich bin nicht so übel mit ihm zufrieden, ich glaube, daß noch etwas Rechtes daraus werden kann. Meine Freunde von Berlin schreiben mir, daß er bei ihnen in gutem Ansehen stehe. Der erste Gesang habe den Herrn von Kleist oft zum Weinen gebracht, Sulzern habe er zwei Stunden in die angenehmste Empfindung gesetzt. Selbst der Herr Hofprediger Sak habe einen vergnüglichen Gefallen an der Unschuld der drei Mädchen. Einige finden zwar die allzu lebhaft geschilderten postdiluvianischen Sitten etwas anstößig; andere verteidigen sie hingegen und unter diesen Gleim; Rammler werde ihn bald als etwas Wichtiges in den kritischen Nachrichten recensieren, Gellert habe ihm durch seine Lobsprüche den ersten Schwung gegeben. Ich will Sie aber mit diesen Attestationen nicht einnehmen, doch bekenne ich, daß ich diesem Noah gewogen bin. Ich sehe zwar vielen Einwänden entgegen, die ihm einige nach ihren Begriffen und Gemütsneigungen machen können. Ich sehe aber auch gute Antworten zuvor, die man nicht ermangeln wird, darauf zu finden, ohne daß man die Natur die Sache umkehren müsse. Ich habe einen seltsamen Einfall gehabt: den dritten Gesang dieses Noah auf den Plan der beiden ersten Gesänge zu dichten, wie ich mir vorstellete, daß etwan der Verfasser ihn schreiben müsse. In wenig Tagen will ich Ihnen damit aufwarten.

„Ich habe noch einen Einfall, den Besuch, den Noah bei dem menschlichen Geschlechte ablegt, auf eine andere und zwar solche Art zu dichten, daß die Sitten der Welt vor der Sündflut mehr antidiluvianischen Geschmack bekommen sollen. Das ist zwar sehr schwer, aber ohne Zweifel möglich, wofern es nur mir nicht unmöglich ist. Vielleicht verliere ich viele Schönheiten, die in der Rhapsodie des gedruckten Noah angebracht sind, oder angebracht werden könnten."

Trotz der sehr deutlichen Anspielungen verstand man in Frauenfeld nicht, zwischen den Zeilen zu lesen, und so fuhr denn am 29. März Bernhard Tscharner in der angeschlagenen Tonart tapfer folgendermaßen fort:

„Obschon ich an der lebhaften Beurteilung des Noah keinen eigentlichen Anteil habe, so scheint sie mir doch gegründet. Ich bereue aber mein frühzeitiges Urteil und würde auch meinen schlechten Geschmack bereuen, wenn Ihnen dies Heldengedicht wirklich gefallen sollte. Das gütige Urteil, so Sie davon fällen, vergleiche ich mit der Zärtlichkeit einer Mutter, die auch die schlechten Proben ihrer Kinder zu loben weiß, damit sie zu bessern aufgemuntert werden. Ich würde eben so gelinde davon denken, wenn ich gegen ein Meisterstück, wie die Messiade, eine Schulprobe setzen dürfte, wie mich der Noah eine zu sein deucht, oder vielmehr, wenn ich mich enthalten könnte, sie gegeneinander zu setzen. Sie fürchten sich, ihre Säuglinge, die Deutschen, durch einen freien Tadel abzuschrecken, und ich besorge, es werden gar zu viele den allgemeinen Ruhm des unsterblichen Klop-

stocks teilen wollen und unter seiner Livree an dem Parnassus anklopfen. Die, welche über den Noah geweint haben, müssen zur Zärtlichkeit besser geneigt sein, als ich es war, da ich das Gedicht las. Und wenn ich die großmütigen, die freundschaftlichen, die heiligen und unsterblichen Thränen aufzuschließen wünsche, so höre ich Klopstocken singen. Sage ich viel, wenn ich sage: mir scheint in dem Noah vieles burlesque und lächerlich? Und was Gutes darin bleibt, steckt viel eher in der Materie, als in dem Vortrage. Warum haben die witzigen Verteidiger des Noah über den Messias so lange still geschwiegen? Gönnen Sie mir doch bald das Vergnügen, aus Ihren Versuchen – denn ein vollständiges Gedicht dürfen wir von Ihren häufigen Geschäften nicht hoffen — zu sehen, wie der Noah sein sollte und zu vergessen, wie er ist. Sie werden diesem Erzvater unsere Hochachtung wieder gewinnen, die er beinahe verloren hatte, aber Sie werden auch notwendig unsere Verachtung gegen den erstern Noah dadurch vermehren; denn je reicher die Materie ist — und diesen Reichtum werden Sie uns aufdecken – desto strafbarer scheint mir eine mittelmäßige Verhandlung desselben. Ich verbleibe ein beständiger Verehrer der Klopstock'schen Muse und ihres großmütigen Beschützers."

Nun langten die Korrekturbogen der „Beurteilung des Heldengedichtes, der Noah", aus der Druckerei Heidegger bei Bodmer ein. Sie geht von dem Gedanken aus, daß Noah nur durch den großen Erfolg Klopstocks veranlaßt worden und ein erstes Sympton der nun folgenden Hexameterüberschwemmung sei. Nicht ohne Ironie wird hierauf der Inhalt des Noah erzählt. „Wie schön, wie artig, wie natürlich ist die Beschreibung des Paradieses, und wenn sie schon mit dem Paradiese des Milton nicht übereinstimmt, muß man sich nicht wundern: jenes ist englisch, dieses nach dem Geschmack eines Leipzigers." Interessant sei es, zu vernehmen, mit welchen Worten man vor der Sündflut um ein Mädchen angehalten habe, und mit welchen die letztern ein zierliches Körbchen auszuteilen pflegten. Überhaupt zeige der Verfasser des Noah gute Kenntnisse in Mythologie, Naturgeschichte, Physik und Architektur, und nur zu loben sei es, daß er den Gebrauch des Alkovens schon in die paradiesischen Zeiten hinauf versetze. Zwar ahme er gelegentlich Horaz und Klopstock nach, den letztern aber nie glücklicher, als wenn er ihn völlig ausschreibe. An einer Stelle guckt Virgil durch, „aber wenn es möglich wäre, so würde eine solche Nachahmung auch die besten Urbilder verächtlich machen." Ja, man möchte sogar versucht sein, zu glauben, daß der Dichter eine Travestie hätte schreiben wollen, einen Noah en belle humeur. Zwar verdiene der geschickte und sorgfältige Autor herzlichen Dank für die Mühe, der Beurteiler richtet aber zugleich die Bitte an ihn, die Welt mit einer Fortsetzung zu verschonen. Welche Stelle wird dieser Dichter auf dem Parnaß einnehmen? Klopstock wird ihn nicht für einen Dichter seiner Art gelten lassen

wollen. „Er wird sich daher begnügen müssen, als der letzte seines Geschlechts vor dem äußern Thore zu liegen, so lange Klopstock und der gute Geschmack auf dem Parnasse herrschen werden. Ich sehe ihn unermüdlich an dem Thore krähen, vor welchem die Kritik mit strengem Arme herrscht und mit feurigem Blicke Poeten seiner Art der Vergessenheit entgegenschickt. Und damit man mich nicht einer niedern Leidenschaft anklagt, so bezeuge ich, daß ich den Verfasser dieser Schrift nicht kenne, auch nicht zu kennen begehre." Zum Schlusse erklärt der Recensent das Motiv seines Vorgehens: „Ich kenne die größten Dichter des Altertums und unserer Zeiten von allen Nationen, besonders aber diejenigen Deutschlands. Und wer kennt sie, ohne sie zu verehren! Es ist vielmehr aus Liebe gegen dieselben und aus einem gerechten Eifer für ihre Rechte, daß ich dieselben wider den Anfall elender Geschöpfe, wie dieser Noah ist, verteidige und sie wider die Feinde ihres Namens schütze. Ich, der ich das goldene Zeitalter der Dichtkunst sehen soll, freue mich, den Parnaß bewohnt und von allem Unrat gereinigt zu sehen. Doch wird es noch Mühe kosten, ehe wir diesen geheiligten Wohnplatz der Musen von allen Nachtvögeln werden gesäubert haben. Ich sehe noch eine und andere Krähe, die mit fremden Federn prangt, welche ich mich zu rupfen erfreue." Nach dem Gesagten war es durchaus unnötig, die Kritik mit den Worten abzuschließen: difficile est, satyram non scribere.[14])

Bodmer hatte die Korrektur von dieser „Beurteilung" erhalten, Buchhändler Heidegger drängte; der erstere suchte ihm begreiflich zu machen, daß das Ansehen der Herren Stapfer und Tscharner leiden müßte, der letztere wollte aber so bald als möglich die Ballen nach Leipzig abgehen lassen. Um weiteres Unheil zu verhüten, mußte nun Bodmer mit der vollen Wahrheit herausrücken und sich als den Verfasser des Noah bekennen.

Nun male man sich die eines Lustspiels würdige Situation aus! Auf der ganzen Linie, namentlich bei den jungen Recensenten, unsägliche Verblüffung, Scham und Ratlosigkeit! Niklaus gab sofort dem Verleger in Zürich die Weisung, das „antidiluvianische Abenteuer" zu unterdrücken. „Aber wer ist an der ganzen Geschichte schuld, als Bodmer, der den Noah in Leipzig drucken ließ, ihn dadurch unserm Eifer aussetzte und uns aus seiner Vaterschaft ein Geheimnis machte?" schrieb er am 9. April an den Chorherrn Breitinger. Er war tief gedehmütigt, er glaubte die äußere Ehre verloren zu haben. Was ihn aber am meisten schmerzte, war das Verhalten von Bodmers Freunden, die ihm vorwarfen, er hätte die Gedanken des Noah verdreht, ja daß sogar Breitinger fand, die Kritik sei ungerechtfertigt. Der Zumutung desselben, die Sache jetzt durch eine „vernünftige Kritik" gut zu machen, widerstand er tapfer, denn trotz alles Geschehenen hielt er noch am 27. April daran fest, daß seine „wenn auch elende Besprechung nicht ganz unbegründet sei."

Aber auch dem jüngern Bruder ging diese unerwartete Entwickelung der Dinge tief zu Herzen. „Sie können aus der Hochachtung, die wir gegen Sie tragen, die Bestürzung abmessen, die uns beim Aufwachen unserer geblendeten Augen muß niedergeschlagen haben. Der ganze Verlauf dieses traurigen Handels kömmt mir als ein Traum vor, der mich sehr unruhig gemacht hat", schrieb er am 6. April an Bodmer. „Mein Bruder schätzt sich selbst aller der Züchtigungen würdig, die auf ihn warten, und sieht denselben mit unterwerfendem Gehorsam entgegen, so lange sie ihn insgeheim, nicht aber vor der öffentlichen Welt erröten lassen, obwohl er auch da keinen großen Namen zu verlieren hätte . . . Sie werden uns verachten, aber Sie können uns nicht hassen."

Gewiß hatte auch Bodmer allen Grund, mit diesem Ausgang der durch seine eitle Geheimnisthuerei verursachten Komödie der Irrungen zufrieden zu sein. Er schrieb am 7. April an den jüngern Tscharner:

„Desselben Herr Bruder hat mir mit Unterdrückung der „Beurteilung" ein Vergnügen gemacht, welches mir desto empfindlicher und süßer war, weil ich versichert bin, daß sein liebenswürdiges Herz und sein erworbener Ruhm in kritischen Stücken dadurch am sichersten verwahrt bleiben. Wenn er sich künftig bemühen will, die Bedenken, die ihm wegen des Gedichtes noch etwa übrig bleiben möchten, freimütig vorzulegen, so wird er mich ganz willig finden, ihm zu erklären, nach was für Grundsätzen ich mich in der Anlage des Ganzen und in der Ausbildung der absonderlichen Teilen gerichtet habe. Er soll mich gar nicht hartnäckig finden, gestalt mir selbst am leichtesten wäre, eine starke Kritik über dieses Werk zu verfassen, welches ich wirklich alle Tage verbessere. Als ich Ihnen meldete, ich wollte den Besuch des Noah bei dem Geschlecht der Menschen nach antidiluvianischen Sitten dichten, so schrieb ich Ihnen die Wahrheit. Ich hatte würklich den Anfang gemacht, den Noah nach einem neuen Plan und die Menschen derselben Zeiten mit wildern Sitten vorzustellen, welchen Charakter man ihnen insgemein beileget. Ich glaubte, man würde aus dieser neuen Vorstellung am besten erkennen, wie viel Vorteile der erstere Plan und die Anlage der Charaktere in demselbigen hätte. Der Noah hat 7 Gesänge und über 8000 Verse. Es war Mitte April vorigen Jahres, daß ich veluti ludendo meinen Versuch that. Die Arbeit ging so gut von statten, daß ich Herrn Schultheiß bei seiner Abreise die zwei ersten Gesänge zustellete, damit er sie in Berlin oder Leipzig sine consule drucken ließe. Über den Herbst und den Winter erzeigte die Muse sich so günstig gegen mir, daß Noah schon im Anfange Februar aus dem Kopfe gestiegen war. So stark ich damit geeilet habe, so langsam werde ich künftig damit sein. Ich habe den Deutschen und den Schweizern ein Geheimnis von dieser Arbeit [gemacht], selbst den Herren Breitinger, Hessen, Klopstocken, Hagedornen. Nur Prof. Sulzer mußte wegen des Druckes notwendig Wissenschaft davon bekommen. Die Urteile

die von Herrn Sak, Gellert, Gleim, von Kleist gefället worden, geschahen ohne daß diese Männer den Namen des Verfassers kannten; sie wissen ihn noch diese Stunde nicht. Ich hatte mich der Vorteile, welche von den günstigen Vorurteilen entstehen, völlig begeben, nicht darum, daß ich dem Noah so gut getraut hätte, sondern weil ich eine gründliche Kritik nicht scheute."

Der unglückliche Ratgeber, Herr Stapfer, war persönlich nach Zürich gegangen, um den beleidigten Jupiter zu versöhnen, und er brachte die Versicherung von Bodmers fortdauernder Freundschaft nach Frauenfeld zurück. Doch regte sich bei Bodmer wieder der Unwille, und er konnte es sich nicht versagen, am 8. Mai eine Art Vorlesung über das Thema: Wer's nicht besser machen kann, soll schweigen! — den Tscharnern zukommen zu lassen, wobei er auch die Gelegenheit ergriff, Klopstock gegen die kritischen Aussetzungen seines Übersetzers ein für allemal sicher zu stellen. Wir entnehmen dem Briefe folgende Stellen:

„Wie eitel war Ihre Furcht, wofern Sie besorgten, ich möchte meine Ungnade auf Ihre Übersetzung legen. Ich müßte sehr ungerecht sein, wenn ich aus Feindschaft etwas Schönes verwerfen könnte, und sehr albern, wenn ich glaubte, daß ich durch mein ungnädiges Verwerfen dem Schönen einen wirklichen Schaden thun könnte. Ich habe immer geglaubt, daß das wahre Schöne kraft seiner Natur schön bleibe und nicht vermöge der Kunstrichter, welche deswegen übereingekommen wären, daß es folglich so bliebe, wenn es gleich von den Tadlern en corps verurteilt würde. Allemal wenn ich etwas beurteilt habe, war ich beflissen, mein Urteil auf das innerliche Wesen der Schrift oder der Stellen zu gründen; aus Furcht, daß man mein Urteil für ein willkürliches halten möchte, fügte ich insgemein den Grund hinzu, worauf es gebaut war; öfters gab ich auch ein Beispiel, wie ich die Stelle verbessern wollte. Man fodert zwar von dem Kunstrichter nicht (und das ist eine Gütigkeit), daß er das, was er verwirft, besser mache. Aber wer aus Gründen tadelt, der ist nicht mehr weit vom Bessermachen, und er könnte es vermutlich, wenn er nur wollte. Und was für ein Ansehen würden seine Kritiken bekommen, wenn er diese Mühe der Verbesserung nähme! Und wie viel Nutzen würde dieses haben! Ich bekenne, daß ich dem herzlich verbunden sein wollte, der mir einen neuen und geschicktern Plan vom Noah zeigete; nicht daß ich meinen für den besten hielte, oder nicht glaubte, daß noch viele vortreffliche und bessere Pläne zu einem Gedichte vom Noah möglich wären. Die wirkliche Welt allein genießt das Vorrecht, daß sie die beste sei. Alle menschlichen Werke können besser sein, und dieses ist vom Noah mehr als von allen andern wahr: sondern ich freute mich, einen bessern Plan vom Noah zu sehen, weil das meine Neugierigkeit sehr angenehm unterhielte und mir eine erwünschte Gelegenheit zu (unleserlich) mitteilete. La Motte und La Boccage haben ohne Zweifel ihr Urteil von der Ilias und dem ver-

lorenen Paradies damit befestigen wollen, daß sie ihre veränderte Ilias und verändertes Paradies geschrieben haben. Sie haben daran sehr aufrichtig und vernünftig gehandelt, wiewohl die Sache nicht nach ihrer Absicht ausgefallen ist; die neue Ilias und das neue Paradies öffnen dem Kurzsichtigsten die Augen . . . .

„Kritiken über die Messiade zu machen, oder andere aufzumuntern, daß sie dergleichen verfertigen, dünkt mich etwas sehr Unnötiges. Klopstock hatte ungewöhnliche, so ungemeine und so viele Proben seiner poetischen Talente und seiner Verstandeskräfte gegeben, daß man sich eines eiteln Stolzes verdächtig macht, wenn man ihm Fehler zeigen will, die er nicht selbst bemerken könnte, die er vermutlich schon bemerket hat und aus eigenen Ursachen hat stehen lassen. Ein Homer hat oft einen Fehler verachtet, weil er größere Schönheiten daraus herleiten konnte. Man muß sehr tiefe und sehr weitläuftige Einsichten in die Geheimnisse eines solchen Poeten haben, wenn man mit Rechte Fehler darin entdecken will. Man muß beinahe so groß, so stark sein, als er selber ist. Und was hat man davon, daß man bei ihm etliche grammatische und dergleichen Fehler mit Angst und Zwang zusammen liest? Will man damit beweisen, daß Klopstock ein Mensch sei? Man beweiset nichts weiter, als daß man Fliegenaugen hat, welche tüchtig sind, alle kleinen Unebenen zu erblicken, aber die Schönheiten im großen nicht sehen können. Wer sich für stark genug fühlet, daß er's mit Klopstock aufnehmen dürfte, der könnte uns keinen bessern Beweis von seinen poetischen Tugenden geben, als wenn er zum Exempel den vierten Gesang zu den drei erstern dichtete. Aber wem grauet nicht davor, dieses nur zu denken? Mit schlechten Poeten, denen die Schönheiten nur entfallen, muß man freilich nicht so gewissenhaft verfahren. Aber Klopstocke verdienen, daß man lieber sich selber als ihnen mißtraue."

Die von Bodmer im ersten Teile dieses Briefes aufgestellte Behauptung ließ Bernhard Tscharner allerdings in Bezug auf die „unglückliche" Beurteilung des Noah durch seinen Bruder gelten, aber nicht in ihrer Allgemeinheit und im besondern nicht hinsichtlich Breitingers. „Denn dieser, schrieb er am 21. Mai, hat sich in der Kritik so stark bewiesen, daß sich kein Dichter, er mag noch so groß sein, seines Tadels beschämen, oder an der Richtigkeit und Gründlichkeit seiner Urteile zweifeln darf. Hat er nun selbst nicht Gedichte geschrieben, so muß ich glauben, er habe bei der vollständigen Kenntnis aller Kunstregeln die dichterischen Triebe noch niemals gefühlt, die zur Schöpfung eigener Gedichte von der Natur willkürlich ausgeteilt werden. Er beweist, daß man die Kunst zu urteilen und das Talent zu dichten von einander absondern darf."

Die alte Freundschaft war nach dem Vorgefallenen nicht mehr herzustellen. Bodmer, der am besten die Geschichte totgeschwiegen hätte, berichtete sie im Tone

des Beleidigten seinen Freunden Zellweger in Trogen und Sulzer in Berlin; seine Freunde in Zürich wollten von den Tscharnern nichts mehr wissen und mochten noch im Jahre 1756 den bekannten Dr. Zimmermann nicht leiden, weil er bei allen Gelegenheiten die Junker Tscharner lobe, rühme und preise. Der Briefwechsel des Niklaus mit Bodmer ging in der Sündflut des Noah gänzlich unter; doch besuchte der alte Landvogt von Schenkenberg im Jahre 1776 noch einmal den Zürcher Professor, bei welcher Gelegenheit sie wohl des verhängnisvollen Patriarchen sich erinnert haben werden. Bernhard schrieb noch einige Male nach Zürich; er übersandte mit verbindlichen Worten dem Freunde seiner Jugend einige seiner Werke; er verfolgte mit Interesse die poetische Thätigkeit Bodmers und fühlte noch oft Bewunderung für dieselbe; aber daß die Zürcher Litteraten sich gegenseitig in den Himmel erhoben, sich gegenseitig die Vorreden schrieben, sich gegenseitig die Unsterblichkeit zusicherten und die Dichtkunst als ein Handwerk betrieben, wie sich Tscharner in Briefen an Zimmermann ausdrückte, dies berührte ihn sehr unangenehm. Zürich und Bern gingen ihre eigenen Wege.

Es ist keine Frage, daß die Tscharner mit blankerem Schilde aus dem Noahhandel hervorgingen, als der berühmte Professor, Kritiker und Dichter. Ihr Benehmen bei der großen Enthüllung war durchaus regelrecht und ehrenwert, ihre Kritik traf den Nagel auf den Kopf und ist im ganzen und großen das Urteil der Nachwelt geworden. Bodmers auf dem Grunde der Selbstüberschätzung basierende Geheimnisthuerei wirkt ebenso lächerlich, wie die Selbsttäuschung über den Wert seines Werkes, und daß er die durch eigenes Verschulden sich zugezogene Beleidigung nicht ehrlich zu vergessen und zu vergeben verstand, wie er es doch versprach, dies zeugt dafür, daß der charakterstarke Bodmer auch menschlichen Schwachheiten zum Opfer fallen konnte.[15])

Der Noahhandel übte, und dies ist zu bedauern, einen unangenehmen Einfluß auf die Beziehungen Klopstocks zu den Tscharnern und vielleicht auch auf das Schicksal der Messiasübersetzung aus. Recht spät benachrichtigte Bodmer die Frauenfelder von der Anwesenheit Klopstocks in seinem Hause und brachte seine Klagen über dessen Aufführung vor, worauf am 2. September Bernhard Tscharner seinen Glückwunsch zum „Besitze" des Dichters zugleich mit dem Ausdrucke des Bedauerns über dessen Weggang von Bodmer nach Zürich abgehen ließ. Als verständnisvoller Altersgenosse des verklagten Dichters äußerte er milde: „Wenn überhaupt die Gedichte Kinder der Einsamkeit heißen, so muß das insonderheit von Klopstockens Gedichten wahr sein. Seine Stärke und erhabener Schwung erhalten sich in gleicher Kraft, und dieses würde ohne eine äußere und innere Freiheit der Sinnen und der Seele nicht leicht geschehen können. Doch glaube ich wohl, daß der Schöpfer diese

dichterische Seele besser als andere Seelen gestärkt hat und daß ein prophetischer Geist, der an den Umgang der Unsterblichen gewohnt ist, auch unter dem Lärm äußerer Umstände frei und sich selbst eigen ist." Zugleich hatte er eine Einladung an Klopstock ergehen lassen. Klopstock dankt in einem Briefe vom 13. September an Bernhard Tscharner für die Ode Salem und die Messiasübersetzung, und bedauert, der Einladung nicht Folge leisten zu können.[16]) Mit dem Austausche eines einzigen Briefes endigten die Beziehungen zwischen den beiden jungen Männern; doch hielt Klopstock den Bernhard Tscharner im besten Angedenken, und wenn sich später Gelegenheiten fanden, so übersandte er ihm freundliche Grüße. „Wenn ich in Bern gelebt hätte, so wäre Tscharner der Mann gewesen, mit welchem ich mich auf das Innigste hätte befreunden wollen," teilte Klopstock im Jahre 1762 einem Berner Kilchberger in Kopenhagen mit.[17])

Und die Messiasübersetzung? Wir sahen, wie dieselbe so recht eigentlich durch Bodmer angeregt worden war, mit welchem Interesse er die fortschreitende Arbeit verfolgte und wissen, welchen Absichten sie dienen sollte: sie hätte den französisch sprechenden Gebildeten und den Franzosen die Größe seines geliebten Klopstock erschließen und ihnen zeigen sollen, „daß die Deutschen Gedanken haben, die der französischen Sprache gut anstehen." Er wollte dafür sorgen, daß der französische Ambassador in der Schweiz sie kennen lerne, und hegte von vorneherein die Überzeugung, daß dieser sie zu würdigen wisse.

Auch Klopstock verfolgte mit dieser Übersetzung eine bestimmte Absicht: er hoffte durch sie die Aufmerksamkeit des großen Preußenkönigs auf sich zu ziehen. Er hatte in diesem Sinne am 28. Februar 1750 an Bodmer geschrieben und den Wunsch ausgesprochen, daß Tscharner seinem Werke die Widmungsworte voraussetzen sollte „Aux deux grands amis Frédéric, roi de Prusse, et Arouet de Voltaire, auteur de la Henriade." Bodmer ging lebhaft auf diesen Gedanken ein. Sulzer in Berlin mußte mit dem bei Friedrich einflußreichen Maupertuis von Tscharners Arbeit sprechen, und als dieser sie kennen zu lernen wünschte, gingen die beiden ersten übersetzten Gesänge der Messiade nach Berlin ab. Die beabsichtigte Wirkung blieb aber aus. Maupertuis beurteilte die Messiade als eine Nachahmung Miltons, die in französischer Übersetzung wenig Eindruck machen werde. Und Voltaire vollends verweigerte die Annahme des einen religiösen Stoff behandelnden Werkes und riß gegen Sulzer bei dieser Gelegenheit den bissigen Witz über Klopstocks Gedicht: „Je connais bien le Messie, c'est le fils du Père éternel et le frère du Saint-Esprit, et je suis son très-humble serviteur; mais profane que je suis, je n'ose pas mettre la main à l'encensoir." Friedrich bekam also wahrscheinlich Tscharners Übersetzung nicht zu sehen, oder wenn er sie las, so war er von vorneherein durch den Einfluß seiner litterarischen Freunde gegen sie eingenommen. Klopstocks und Bodmers Plan war gescheitert.[18])

Da nach einem Briefe Tscharners an Bodmer vom 2. September 1750 die Drucklegung in Zürich sich nicht als möglich erwiesen hatte, — den Grund kennen wir leider nicht — so bat der Übersetzer um Rücksendung des Manuskripts, das er auf seine bevorstehende große Reise mitnehmen wolle, um beständig daran zu verbessern. Aus dem Briefe Klopstocks an Tscharner vom 13. September 1750 läßt sich entnehmen, daß Bodmer die Übersetzung bereits nach Frauenfeld zurückgeschickt hatte.

Die schon öfters aufgeworfene und nie mit Sicherheit beantwortete Frage, ob die Messiasübersetzung gedruckt worden sei, wird durch die Mitteilung Tscharners an Haller vom 23. August 1750 entschieden: „Ich hatte den Plan, unter meinen Augen und vor meiner Abreise die Übersetzung der drei ersten Gesänge des Messias drucken zu lassen. Aber ich warte meine Rückkehr und die Fortsetzung des Gedichtes ab, um sie zu veröffentlichen." Da später niemehr von dem Messias die Rede ist und keine Spur auf die Drucklegung desselben hinweist, so wird die Arbeit wohl immer Manuskript geblieben sein. Es muß bedauert werden, daß auch die Handschrift verloren gegangen ist.[19]) Immerhin verdient Tscharners Bemühen, den Franzosen das Verständnis für die Dichtergröße Klopstocks zu erschließen, trotz der Erfolglosigkeit des Unternehmens dankbare Anerkennung.

Reisen.

Im Herbst des Jahres 1750 giengen die beiden Brüder mit Bodmers freundschaftlichem Segen in Begleitung des Herrn Stapfer auf Reisen. Sie besuchten die Niederlande, England, Frankreich und kehrten im November des Jahres 1751 mit Erfahrungen und Kenntnissen bereichert in die Vaterstadt zurück. Man wird schwerlich mit der Behauptung irre gehen, daß ihr späteres, dem Volkswohle gewidmetes Wirken auf Antriebe zurückgeht, deren Ursprung nicht in der Schweiz gesucht werden muß. Leider läßt uns der Briefwechsel gerade über jene einflußreiche Reise beinahe im Stiche; nur aus zwei Briefen an Haller können wir einige sehr bezeichnende Mitteilungen entnehmen, die hier nicht übergangen werden dürfen. Bernhard Tscharner besuchte nämlich im Frühjahr 1751 den alten, durch die Herausgabe der „Nachtgedanken" berühmten Dichter Young in Willwyk in der Absicht, sich von ihm über verschiedene Stellen der Nachtgedanken und über die Umstände ihrer Entstehung Aufklärung geben zu lassen. Vier Tage war er bei ihm; entzückt von der Liebenswürdigkeit dieses Mannes und dem lebendigen Beispiele aller gesellschaftlichen Tugenden, das er darbot, schied er von ihm und nahm die Versicherung seiner Freundschaft mit sich.[20]) In dem

zerstreuenden Wirbel der Großstadt hatte er Zeit gefunden, Youngs „Nachtgedanken" in deutsche Hexameter zu übertragen, wovon sich eine Probe noch erhalten hat.[21]) Ebenso suchte er den berühmten Verfasser des Romanes „Clarissa", Richardson, sowie den Dramatiker Whitehead auf. Ob er auch die hervorragenden Warburton, Hill, Middleton und Doldridge kennen lernte, wie Haller wünschte, wissen wir nicht. Auch in Paris erlangte er durch die Vermittlung der Herren Racine[22]) und Abbé Durand Zutritt bei einer großen Anzahl von Gelehrten.

Aus alle dem läßt sich ersehen, daß die Tscharner ihre Aufgabe höher faßten als gewöhnliche Vergnügungsreisende, daß sie nicht nur Häuser, Kirchen, Soldaten, Schiffe, Marställe und Paläste sehen wollten, sondern die persönliche Bekanntschaft mit den geistigen Trägern der Kultur höher schätzten.

Nach der Rückkehr waren die Jahre ihrer gemeinsamen Erziehung, ihrer Jugend, abgeschlossen. Jeder gründete sich einen eigenen Hausstand; die Wege ihres Lebens giengen auseinander, in ihrem ausschließlich dem Guten gewidmeten Wirken aber blieben sie auf das Innigste verbunden.

Eigene Dichtungen.

Im Jahre 1754 verheiratete sich Bernhard Tscharner mit Marie Salome von Bonstetten, einer durch ihre Schönheit und ihr liebenswürdiges Wesen bezaubernden Frau. Dr. Zimmermann, Iselin, namentlich aber der immer zur Zärtlichkeit aufgelegte Wieland machten ihr artige Komplimente. Letzterer vergleicht sie mit den Engeln des Paul Veronese oder des Parmesano, er nennt sie schön wie eine Silphide und wünschte einmal in überzärtlicher Laune, sich in eine Mücke verwandeln zu können, um auf ihren Wangen zu ruhen.[22a]) Tscharner bewohnte das schöne herrschaftliche Gut Bellevue am Fuße des Gurten — das Zieglerspital steht heute dort — und verbrachte allda ein dem Landleben, der Familie und den litterarischen Arbeiten geweihtes, sorgenloses Leben.

Wir haben ihn bis jetzt nur als Übersetzer von Haller, Klopstock und Young kennen gelernt. Er war aber mehr als dies: er war selbst Dichter, und den Musen blieb er bis in die spätern Jahre seines Lebens treu.

Wir haben schon oben gesehen, wie Bodmer den werdenden Dichter unter seine Fittige nahm, ihn aufforderte, dem Dienste der heiligen Musen sich zu widmen; er sprach enthusiastisch von den deutschen Gedichten Tscharners, er nahm an denselben die ihm notwendig scheinenden Änderungen vor, er versprach dem Dichter eine geradezu glänzende Zukunft und ehrte ihn durch Wid-

mung einer Ode. Er übersandte Tscharners Gedichte an Haller und dieser ließ sie als Anhang zu den Poésies choisies unter dem Titel „Freundschafftliches Geschenke" im Drucke erscheinen.[23]) Dieses kleine Büchlein, seinem Freunde Frisching gewidmet, enthält acht Gedichte Tscharners und die Widmungsode Bodmers.

Lassen wir diese „müßigen Früchte des besten Alters und eines einsamen Aufenthaltes, Erzeugnisse seines Scherzes und Spiels", wie er in der Einleitung sagt, an uns vorüberziehen! Die „Abendgedanken von dem Zustande der Seele nach dem Tode" eröffnen die Sammlung:

Der Tag entweicht von dem entfärbten Himmel;
Sein letzter Strahl löscht mit der Dämmrung aus;
Die Welt entkleidet sich in dunkle Schatten;
Ein stiller Schlummer
Schließt die Natur, die Thiere senken müßig
Sich in die Ruh, und einsam herrscht die Nacht;
Die Träume sammeln sich, mit Lust und Schrecken
Um uns zu spielen.
So wird auch einst mein Tag dem Abend weichen.

Nun schildert er, wie der Tugendhafte zur Wahrheit eingeht, wie sich ihm die Gottheit, die Weisheit, der Welten unentwirrte Ordnung enthüllt, wie er die Brüder alle, die unsterblich sind, die einen Gott und Vater verehren, begrüßt, er hört den himmlischen Chor verklärter Dichter, die des für sie gestorbenen Heilandes hohe Triumphe besingen. Wann reißt mein freier Geist sich endlich los?

„Getrost, der
Erbt die Hoffnung ew'ger Klarheit,
Der ruhmbegierig hin nach Weisheit strebt."

Dies Gedicht entstand nach der Angabe im „Freundschafftlichen Geschenke" schon im Jahre 1745. Es hat entschiedene Anklänge an Haller und an Youngs Nachtgedanken, aber im stylistischen Aufbau, wie in einzelnen Redensarten („der stillere Weise, die geliebtere Erde") steht es unter dem Einflusse des Messiasängers, auf den ja direkt angespielt wird. Die vorliegende Fassung wird also nicht vor dem Jahre 1748 entstanden sein.

In der „Ode an Bodmer" (November 1748) spricht er den Wunsch aus, unter der Führung Horazens und Bodmers, „dem Gönner jeder Kunst und des besten Ruhmes Richter" sich den Musen weihen zu dürfen.

Hierauf antwortet Bodmer mit einer Ode an Tscharner. Er erinnert ihn daran, daß auf dem Gebiete Berns der Minnegesang geblüht habe. Er brauche sich der Musen durchaus nicht zu schämen, wenn der Edelgeborne sie verlache; denn die Muse sei göttlichen Ursprungs.

In einem dritten Gedicht (1749) sucht der Poet „den den Musen geheiligten Wald" auf:

„Wo ein vermählter Kranz von schlanken Buchen
Der steifen Fichten schwarzes Haupt
In keusche Zweige faßt und wölbend überlaubt,“

nnd hört hier in feierlicher Stille die Gesänge der Musen, Schlachtenlieder und Friedensklänge. Doch jüngst sangen sie ihm folgendes Lied von der Liebe:

Es ist die Welt der Schauplatz ew'ger Liebe,[1]
Die Seligkeit wohnt in den holden Banden
Der Freundschaft,[2] welche denkende Geschöpfe
Vorzüglich fühlen.

In dieser Regung sind die reinsten Züge
Des hohen Ursprungs sterblicher Geschlechter.[3]
Umarmt euch, teure Freunde! Laßt uns küssend
Einander segnen![4]

Laßt uns,[5] den Umgang Heil'ger nachahmend,
Gesellschaftlich und in vertrauter Tugend
Das gründliche Geheimnis frühen Glückes
Einander lehren!

Die Nymphe, die ich einst zur Freundin wähle,[6]
Soll liebenswürdig sein, von stiller Anmut
Gutthät'ger Blicke, die der Seele Frieden
Liebreich verraten;

Auf ihren blüh'nden Wangen soll die Jugend
Den Frühling bilden, und ein heller Morgen[7]
Soll auf der ruhigen entwölkten Stirne
Lachend aufgehen.

Die Brust soll feurig sein, von edlen Trieben
Mir unerschöpft,[8] und bei gekrönter Sehnsucht
In meinem[9] Glück und brünst'ger Gegenliebe
Sich gern gefallen.

Seid glücklich, arme Völker![10] Küßt euch, Feinde!
Indem die Fürsten mit geschloss'nen Händen
Den Frieden grüßen, ziehet bess're Palmen
Um eure Tempel!

O feiert auf Altären[11] ew'ge Bünde!
Laßt künftig niemals die erzürnte Göttin
Von uns[12] entfremdet mit gewandten Blicken
Traurig entfliehen.

Anm. Wir geben diese Ode nach dem ersten handschriftlichen Entwurfe mit den von Bodmer im „Freundschafftlichen Geschenke“ angebrachten Veränderungen:

[1] Die Welt schuf Gott zum Schauplatz seiner Liebe.
[2] der Liebe.
[3] Des hohen Stamms unsterblicher Geschlechter.
[4] Umarmt euch Brüder, Freunde! Lernet küssend
Einander segnen!
[5] O lernt.
[6] Die Nymphe, die du dir zur Freundin wählest.
[7] soll der Frühling
Die Scherze bilden, und ein junger Morgen.
[8] Voll, unerschöpft.
[9] Deinem.
[10] O küßt euch, arme Völker!
[11] Feiert fröhlich auf Altären.
[12] Von euch.

Auf die Henziverschwörung bezieht sich die im Juli 1749 entstandene Ode „Die Aufrührer", in welcher er seiner Entrüstung über die That der Ehrgeizigen Ausdruck gibt, die weder den Tod, noch den Fluch der Nachwelt fürchten und das Heiligste nicht verschonen.

„Doch wacht über uns, still in seinen Himmeln ein König,
Der schlägt die Frevler in Staub mit dem allmächtigen Blitz,

und der Staat steht wieder da, wie ein ewiger Fels in den Alpen, und beut dem Aufruhr feuriger Wetter Trutz.[24])

In der „Ode an Haller" vom August 1749 drückt er seine Freude über die Wiedergenesung des besten Mannes aus.

Aus dem gleichen Monat stammt das Gedicht „Der Pindus":

Muse, Muse, welch' ein herrlicher Jubel!
Wohin reißet mich der himmlischen Dichtkunst
Feuriger Geist, meiner Seele mächtig!

Unter ihm sinken die Thäler, er erhebt sich in die Wolken, er steht auf dem Pindus, wo Phöbus weilt und die Musen hohe Lieder singen und der Himmel vom mächtigen Klang der jauchzenden Chöre wiederhallt. Nicht irdische Hoheit bittet er sich vom Geschicke aus, sondern das Glück, der Musen Liebling zu sein.

Außer der bereits bekannten Ode an Klopstock enthält das „Freundschafftliche Geschenke" noch eine „Ode bei anscheinendem Frühling". Das Erwachen der Natur erinnert den Dichter an den Tod. Denn was hilft die Freude der Tage, die nur der Wechsel der Schmerzen belebt? Die Hoffnung ist die Quelle der Tugend, sie stärkt die Unschuld im Schmerz; deswegen sollen wir freudigen Schrittes dem der Seele bestimmten Geschicke entgegengehen.

Dies ist der Inhalt des „Freundschafftlichen Geschenkes." In diesem Zusammenhang wollen wir auch eines nur handschriftlich erhaltenen Gedichtes gedenken, das im Sommer 1749 bei Anlaß einer Reise ins Glarnerland entstand und den Eindruck der gewaltigen Bergwelt auf den Jüngling wiedergibt:

„Nahe dem Himmel wohnt hier in dunkeln frierenden Wolken
Ewig einsam der Winter; auf den schwindelnden Höhen
Trutzt er sicher der Sonne, wenn jetzt die Fürstin des Tages
In enthüllter Klarheit feierlich den Sommer uns zuführt.
Euch, meine mütterlichen Gebirge, grüßet oft freudig
Der sich säumende Wanderer, wenn er vom reichen Gestade
Der borromeischen See, von Welschlands duftenden Gärten
Durch die ärmern Alpen über Abgründe steiget.
An dem blühenden Steige legt er müde sich nieder,
Schauet über sich hangende Berge, stürzende Ströme,
Derer labender Schatten, derer kühlender Anblick
Seine schlaffen Glieder mit neuem Leben durchbalsamt.
Kein durchreisender Storch hat jene Wipfel beflogen,
Wenn er mit dem Frühling aus wärmern Zonen zurückkehrt.
An der Mitte des Berges streicht er langsam vorüber,

Oder wendet betrachtend sich auf ruhenden Flügeln,
Übersiehet Länder und breite glänzende Seen,
Tiefe, rauchende Städte, ferne, niedrige Türme,
Nach denen langsam eilend er ganze Stunden sich senket."

Somit können wir uns ein Gesamturteil über Tscharners Jugendgedichte gestatten: er geht als Dichter nicht eigene Wege, sondern formell und inhaltlich arbeitet er als gelehriger Schüler Hallers, Klopstocks und Youngs und teilt ihre Vorzüge, wie ihre Nachteile. Mit einer anerkennenswerten Gewandtheit trägt er seine Gedanken über die Natur, die Liebe, die Freundschaft, die Glaubenslehren der christlichen Religion, die Hinfälligkeit des menschlichen Wesens, über Tod und Unsterblichkeit vor. Seine Empfindungen sind gewiß wahr; aber sie tragen doch viel Überspannung und hohle Überschwänglichkeit und bloßes Pathos an sich; zudem sind es oft nur Empfindungen, die nicht aus der Erfahrung herausgewachsen sind, in denen sich der geschickte Zögling der selbstquälerischen Sentimentalitätsrichtung offenbart.

Wenden wir uns nun den Dichtungen der Folgezeit zu. Fest in dem Boden der Empfindsamkeit wurzelt das Gedicht „Poetische Betrachtung der Zeit" (1750): Der Dichter freut sich über die Flucht der Zeiten, in denen doch alles eitel sei und sehnt sich dem Tode entgegen.

Dich grüß' ich, Ewigkeit, dir eile ich entgegen,
Ort der Beständigkeit, der ew'gen Ruhe Ort;
Ich wünsche ruhend mich in deinen Schoß zu legen,
Ich grüße schon von fern den sichern Port,
Wo ich nach Müh' und Last, wo ich nach Sturm und Winden
Soll ewig Ruh' und Lust und sich're Stille finden.

Sinnig im Gedanken und schön in der Form stellt sich dagegen das kleine Gedicht „Der Frühling" vom Jahre 1751 vor:[76])

Komm', Schöpfer Sonne, schenk' uns wieder
Den himmlischen Blick, den freundlichen Strahl,
Send' deinen Lenz vom Himmel nieder
Ins nackte Gebüsch, das schlummernde Thal!

Da steht sie! Durch den glühenden Schleier
Der purpurnen Wolken mit flammendem Saum
Strömt ihr allgegenwärtig Feuer
Weit über der Schöpfung blühenden Raum.

Die Weisheit lehrt das Herz genießen,
Die Ruhe der Seele stimmt mit der Natur,
Und Sonnenschein in dem Gewissen
Verschönert den Tag und schmückt die Flur.

Eine liebliche Schilderung der Natur enthält die „Ode auf den Jurassusberg" (1755)[77]), in der er den Menschen auffordert, seines Reiches ganze Lust zu umfassen. Aber Elend und Selbstüberhebung verhindern den Menschen an der Vereinigung mit der Natur; glücklich ist deswegen der Mensch zu preisen,

den weder tiefe Not drückt, noch unbescheidenes Glück übermütig macht, der in unabhängigem Mittelstande das hohe Ziel der menschlichen Bestimmung kennt.

Recht charakteristisch ist die Umarbeitung, welcher das bereits im „Freundschafftlichen Geschenke" abgedruckte Gedicht „Der Pindus" im Jahre 1758 unterzogen wurde [28]). Eine Götterstimme ruft dem Dichter zu, sein Lied der Tugend, Wahrheit und Freiheit zu widmen, und fährt dann fort:

„Singe den Ruhm des unehrgeizigen Bundes
Deiner Väter, der helvetischen Eintracht
Eisernen Mut in gerechten Waffen.

Nicht dem stolzen Droh'n gepanzerter Edlen,
Ihren Lanzen nicht und neuen Geschützen
Wich der Entschluß, unbejocht zu sterben.

Singe der frommen Bürger willigen Eifer
Für den Staat und die bescheidenen Sitten
Bei dem Genuß der ersiegten Freiheit.

Löblich ist es, auch in friedlichen Zeiten
Dieser Ruhe des Segens würdige Namen
Dankbar dem Staube dunkler Gruft entreißen.

So befeuert noch den fühlenden Enkel
Dein Gesang, und immergrünender Epheu
Werde dein Lohn, du, der Muse Liebling!"

Tscharner war bereits an der Arbeit, diesen Auftrag zu erfüllen, wie wir später sehen werden.

Im Jahre 1768 legte er in der „Ode an die Schweizer" mutvoll eine Lanze ein gegen das entehrende Reislaufen [29]). Soll jeder Werber denn diese Riesenfaust, die bei Marignano siegte, erkaufen können? Soll der Jüngling zur Ergänzung fremder Mietlingstruppen weggeraubt werden? Soll Schweizerblut fließen, wenn Krämer sich überall bekämpfen?

Helvetien! verbeut es deinen Söhnen!
Laß reißenden Tartaren den Gewinst!
Kann sich ein freigeschaff'nes Herz gewöhnen
An den Parteiendienst?

Was nützt des Friedens teu'r erfocht'nes Erbe,
Der Freiheit Adel, ältrer Siege Frucht,
Wenn eure blinde Wut ihr Mordgewerbe
Im Fürstenlager sucht?

Nicht tolle Fechter brauche das Vaterland zur Stütze, sondern Leute, die still ihr angestammtes Land bebauen.

Der Mann, der so sprach, mußte eine völlig andere Lebensansicht besitzen, als viele seiner Familienmitglieder, deren Ruhm dem Fremdendienst entsprossen war. Seine Lebensanschauung entwickelte er überhaupt in einem poetischen „Sendschreiben an Isaak Iselin" (1763) [30]). Hierin macht er sich lustig über die Modegecken:

„Wo steckt um Gottes Willen
Das Hirnchen in dem Kopf, den solche Dinger füllen?"

Zu scharwenzeln, zu tanzen und zu jagen ist eines Mannes unwürdig; Leute solchen Schlages

„Bleiben Jungens lebenslang an Geist und an Geberden,
Bei Tarocks und Whists, auf Stecken oder Pferden."

Jeder hat seine Gaben an Gut oder Geist erhalten, und ein Raub am Staate ist es, dies Talent dem Dienste der Menschen zu entziehen. Kunst und Wissenschaft zu unterstützen, dies einzig heißt gelebt. Aber auch das Schöne sollte im Dienste des Edeln stehen: Bekümmerte gehen nicht getröstet von deinem Hause weg, wenn Fremde deine schöne Wappenfront betrachten, schöne Wappen und Säulen helfen keine Waisen erziehen und heilen keine Verwundeten. Und wer in der Stadt kein Arbeitsfeld für seine Thätigkeit finden kann, der soll aufs Land hinaus gehen, wo sich ihm als Freund der Nachbarn und Arzt der Armen ein unbegrenztes Gebiet zum Wohlthun eröffnen wird.

Dies war keine bloße Phrase. Von Jugend an hatte er die Natur geliebt, sie zur Vertrauten seiner Seele gemacht und von ihr viele Anregungen empfangen. Und diese Liebe übertrug er auch auf den Landmann. In dem Landbau erblickte er eine Quelle des Reichtums und in dem Bauer einen würdigen Menschen, der belehrt, gefördert und geschützt werden müsse. Tscharner war durch und durch von der Richtigkeit der physiokratischen Theorien überzeugt, und eine reiche Arbeit wandte er auf, um den Bauernstand zu heben. In den Dienst dieser Bestrebungen stellte er ebenfalls seine Dichtkunst. Er übersandte schon am 8. Oktober 1748 an Bodmer ein Gedicht vom „Ursprung der Quellen", das ein Versuch sein sollte, etwas Physisches poetisch abzuhandeln. Er fügt noch hinzu: „Die zwei ersten Lehren vom Ursprung der Flüsse habe ich vorgetragen, das dritte bleibt noch übrig, welches auf die heutige Erfahrung gegründet ist, daß nämlich die Quellen durch den Regen genugsam erhalten werden. Den Schluß wird eine Betrachtung machen, wie der selige Herr Brockes bei jeder Naturgeschichte anstellt, den trunkenen Pöbel zur Bewunderung des Schöpfers aufzuwecken." Als dann später die ökonomische Gesellschaft von Bern eine Preisaufgabe ausschrieb über das Thema: „Die beste Art, die Wiesen zu wässern", so nahm Tscharner sein Jugendgedicht wieder hervor, veränderte es zweckentsprechend und veröffentlichte es 1761 unter dem Titel: „Von der Wässerung." [31]) Hierin will der Dichter die Bauern die Kunst lehren:

„Wie von der kühlen Flut sich fette Triften nähren,
Wodurch im grünen Thal gesunder Kräuter Saft
Den Herden Unterhalt, dem Acker Düngung schafft."

In dieser rein didaktischen Dichtung erkennt man leicht Haller als Vorbild. Die stellenweise wirklich kräftige Sprache erinnert an die „Alpen"; aber wie der

Gegenstand, so ist auch die poetische Einkleidung derselben oft recht wässerig. Was sollen wir zu folgenden Versen sagen:

„Mit Brünnen hat die Schweiz der Himmel so beglückt,
Daß ferne Völker noch ihr Überfluß erquickt."

oder:

„Laß nah am klaren Brunn, beschützt durch dunkle Linden,
Den fetten Düngerstock die trübe Schwemme finden.
Genug, wenn zweimal sich der kleine Weiher leert,
Spät da die Sonne flieht, früh wenn sie wieder kehrt.
So wird auf nahem Grund bei wohlumpflanzten Hütten
Der eingestallten Kuh milchvoller Klee geschnitten.
So wird des Landmanns Tisch mit reiner Kost erfreut,
Die der gesunde Saft gepreßter Euter leiht.
Von jungen Lippen tönt der wiederholte Segen,
Und jedes Auge lacht dem süßen Brei entgegen."

In dieser Weise wird die Wasserkunst durch 270 Verse „gelehrt". Uns ist es fast unbegreiflich, wie Iselin von dem Gedichte entzückt sein konnte, wie Zimmermann schreiben durfte, der Plan dieser Georgika sei von wunder barer Einfachheit, die Verse von einer verblüffenden Schönheit, die Natur atme in jeder Zeile, so daß man sie höre, sehe und fühle; die Verse seien leicht, fließend und inhaltsreich, die Milde Virgils sei mit der Kraft Hallers verbunden, — unbegreiflich, wie Bernhard Usteri in Zürich dem Dichter nachrühmt, er wisse die niedrigsten Dinge zu verschönern, ihnen jegliches Unangenehme zu nehmen und reizende historische Bezüge einzuweben. Jedenfalls täuschte sich auch Tscharner über den poetischen Wert dieses Gedichtes. Er übersetzte es sogar noch in das Französische und ließ es in dieser Form im Jahre 1762 erscheinen.[32])

Weit besser gelang dem Dichter die „Ode auf den Feldbau" (1769).[33]) Die beglückendste Herrscherin ist die Göttin der Garben; ihr folgt der Segen, sie belohnt den Fleiß, in ihrem Reich herrscht Zufriedenheit und Sicherheit, von ihr hängt die Kraft des Staates und der Glanz der Krone ab. Aber:

Wo stolze Bürger mein Geschenk verkehren,
Wo Fürsten-Pomp und fette Heuchelei
Den Zins gebückter Sklaven zehren
In frecher Schwelgerei:

Da heiß' ich dürre Felder ihrer spotten,
Da dringt der Hunger zu der Künste Sitz
Trotz ihrer fern beladnen Flotten
Und großer Höfe Witz.

Ein physiokratisches Glaubensbekenntnis in poetischer Form!

Mächtig erregte der siebenjährige Krieg die Gemüter; auch die Dichter standen unter dem Eindruck der überraschenden Thaten des preußischen Heldenkönigs, und unter diesen empfieng auch Tscharner Antriebe zu poetischer Ausgestaltung seiner Gedanken. Im Jahre 1757 begann er eine Ode auf Friedrich zu

schreiben, der üble Ausgang der Belagerung von Olmütz aber hinderte deren Vollendung. Seinem Freunde Zimmermann teilte er folgendes Bruchstück aus derselben mit:

„Friedrich sieht sich in den Gefahren
Um und winkt den glänzenden Reihen,
Einem erhabnen Engel gleich,
Der den gerechten Donner regiert,
Nun zur Linken feurige Schlosse
Streut und nun die strafende Rechte
Waffnet mit majestätischem
Eifer und blitzt auf schuldige Flätte.
Von dem Knall entflammter Geschosse,
Von des Todes Stimmen ertönen
Ferne der Mulde rauchende
Hügel und blutbegossene Felder."

Dem nächsten Jahre entstammen folgende, ebenfalls nur handschriftlich [34]) erhaltene Gedichte:

Auf die preußischen Soldaten.

Siehst du die Scharen, die dort in langen, gedrängten Reihen
Stehen? Sie denken auf Arges und haben Morden im Sinne.
In den eisernen Röhren ist Feuer verwahrt, das jetzt schläfet
Aber sobald es erwacht, so ist es der Tod, der erwachet.
Herwärts dem schwarzen Heer ist der Schlund der Ewigkeit offen,
Der in sich ewiges Heil und ewiges Ach in sich schließet.
Von uns zu ihr ist nur ein Abstand von siebenzig Ruten,
Siebenzig Ruten entfernen uns nur von der Ewigkeit Abgrund.
Dort, dort hänget die Kluft, dort vor den Füßen der Krieger!
Nur noch eine Minute, so trifft uns die fliegende Kugel,
Fasset den Geist, der lebt, und stürzet ihn über den Abgrund.

Auf das Lochmannische Regiment.

Tapfer zu ein, wenn der Tod in tausend Kugeln daherfliegt,
Ist kein geringes Lob der Söhne des Krieges. Das Lob hat
Eine nicht kleine Zahl in den Plänen vor Crefeld erhalten,
Die ihr Schicksal da kommen sahen und sich nicht entfärbten.
Lochmann erwarb es daselbst und teilt es mit Chisor und Mug.
Clermont sahe sie streiten und ehrte die martischen Streiter.
Aber dann tapfer zu ein, wenn die ältern Pflichten gebieten,
Daß der Gehorsam dem Beispiel, dem Zuruf entgegen sich weigert
Ist ein größer Verdienst, wiewohl ihn die meisten verkennen.
Auch den Verdienst hat Lochmann, er litt mit Großmut den Tadel,
Litt den Hohn, der die schönste That niederträchtig beflechte.
Das ist ein Lob, das der Held mit wenigen Edlen gemein hat,
Die jetzt das Vaterland ehrt und die Dichter der Nachwelt empfehlen,
Vischeln hat jeden Flecken der fäulsten Verleumdung getilget.

Auch der Friedensschluß des Jahres 1763 begeisterte ihn zu einer Ode, die er für die beste und erträglichste hielt, die er während des Krieges geschrieben

habe. Zimmermann sollte deren Drucklegung in den „Freymüthigen Nachrichten" in Zürich besorgen; aber sie kam mit einem „fürchterlichen Veto" von der Censur zurück. Ob Zimmermanns weitere Bemühungen für die Veröffentlichung des Gedichtes von Erfolg begleitet waren, wissen wir nicht.

Übrigens arbeitete Tscharner, nach einem Briefe seines Bruders an Iselin im September 1774, eifrig an der Vervollkommnung seiner Gedichte, die er gesammelt herausgeben wollte.

Dazu kam es nun freilich nicht; doch würde diese Sammlung schwerlich das Urteil modifizieren, das über Tscharner als Dichter gefällt werden muß: daß er trotz der von ihm bevorzugten erhabenen Form der Ode, trotz einzelner Schönheiten und vieler recht guter, mannesmutiger Gedanken nicht zu unsern führenden Geistern auf dem Gebiete der Dichtung gerechnet werden darf. Er nimmt seinen Posten in der hintern Linie unserer Dichter ein, sei es, daß ihm nur ein bescheidenes Talent zugewogen war, oder weil die Umgebung hindernd auf ihn einwirkte. „Ich armer Berner", schrieb er im Oktober 1758 an Bodmer, „setze mir öfters vor, die Musen wieder zu besuchen, aber ich habe fast niemand um mich, dem ich einige unschuldige reimlose Verse anvertrauen könnte, ohne Gefahr, für einen poetischen Schwärmer zu gelten."

Ebenso klagte er seinem Freunde in Brugg: „Ich habe keinen Menschen in Bern, dem ich einige Verse zeigen könnte in Erwartung auf Aufmunterung, oder ohne Furcht, ein ungünstiges Urteil zu hören. Ich dichte nur für mich, ohne Leser zu suchen."

Um sich aus dieser geistigen Vereinsamung herauszuretten, den Sinn für Behandlung wissenschaftlicher Fragen zu wecken und zu verbreiten, und seine Vaterstadt den litterarischen Bewegungen der Zeit näher zu rücken, betrieb er auf das Eifrigste historische Studien, unterstützte er die Gründung verschiedener Gesellschaften, trat er an die Spitze eines industriellen und wissenschaftlichen Unternehmens und veranlaßte er die Übersiedelung Wielands nach Bern.

Historische Arbeiten.

Dem Studium der Geschichte wandte sich Tscharner schon sehr frühe zu. Die erste Andeutung enthält sein Brief an Bodmer vom 23. Januar 1749. Er teilt seinem väterlichen Freunde den Entschluß mit, die vaterländische Historie genau zu lesen, bereits habe er zu seinem eigenen Gebrauche viel zu Papier gebracht; ob es gedruckt werden könne, hänge von der Ausführung und dem Beifall der Kenner ab; denn trotz der Arbeiten der Herren Alt und Spreng halte er ein solches Unternehmen nicht für unnötig, da sein Plan ein von dem jener



Männer durchaus verschiedener sei. Dann fährt er fort: „Unsere Historie ist außerhalb der Schweiz fast unbekannt. Die Franzosen sehen uns als ein barbarisches Volk an, das keine Denkmäler seiner rühmlichsten Thaten aufweisen kann. Der Abt Duclos hat mit der Erzählung des ersten Schweizerbundes seine Geschichte von Ludwig XI. geziert, er trägt diese Geschichte als eine Fabel und anständige Episode vor. Unterdessen ist auch den Neugierigsten unter diesem witzigen Volke mit einem Werke von 10 Teilen nicht gedient, es kommen notwendig in eine so weitläufige Behandlung viele besondere Begebenheiten, die Fremde gerne übergehen. Wäre eine Historie in französischer Sprache von zwei, höchstens drei Bänden nicht genügend, einen richtigen Begriff von dem Ursprung und dem Wachstum unserer Republik zu geben, die wichtigsten Zufälle und Handlungen in ihrer Ordnung vorzutragen und endlich die gegenwärtige Verfassung der allgemeinen Regierung und das öffentliche Recht der 13 Stände unter einander sowohl, als der ganzen Republik gegen äußere Staaten deutlich zu machen? Man könnte die ältere Geschichte nur ganz kurz machen und den ersten Bund zum Grunde des Werkes legen." Bodmer benahm seinem jungen Freunde die Bedenken wegen Alt und Spreng; jener schreibe ohne Urteil und Geschmack, er bringe Geschichten, die wir vor uns selber verschweigen sollten; dieser erdichte und thue in der Historie, was man in dessen Versen vermisse. Deswegen ermunterte er ihn zur Ausführung des Projekts mit den Worten: „Wer einen solchen Plan verfassen kann, der hat gewiß sehr große Fähigkeit, denselben auszuführen."

Tscharner betrieb also die geschichtlichen Studien nicht nur zur eigenen Belehrung, sondern sein letztes Ziel weist eine merkwürdige Übereinstimmung mit demjenigen seiner dichterischen Übertragungen auf: wie er mit diesen Haller und Klopstock bei den Franzosen einführen wollte, so bezweckte er mit jenen, den welschen Nachbarn das Verständnis für die schweizerische Geschichte zu erschließen.

Die historischen Studien setzte Tscharner nach Vollendung seiner großen Reise ganz intensiv fort. Als ein Ergebnis seines Aufenthaltes in Königsfelden, wo sein Vater Hofmeister war, können wir die eingehende Beschreibung der dortigen Fürstengruft betrachten.[85]) Dann beschäftigte ihn vor allem die Schweizergeschichte, zu der er den Plan in doppelter Hinsicht veränderte. Erstlich hielt er doch eine eingehende Darstellung der Vorgeschichte der Eidgenossenschaft für notwendig und dann hatte das im Jahr 1754 erschienene Werk von Alexander Ludwig von Wattenwyl: Histoire de la confédération helvétique die Zweckbestimmung der eigenen Arbeit bereits vorweggenommen. Er schrieb also sein Buch von nun an nicht mehr für die Franzosen, sondern für die Deutschen und die eigenen Landsleute und bediente sich deswegen der deutschen Sprache. In den Jahren 1756, 1758 und 1768 erschienen die drei Bände von Tscharners „Historie der Eidgenossen",

die leider die Geschichtserzählung nur bis zum borromäischen Bunde des Jahres 1586 herabführen. Der Schlußband sollte nach Tscharners Plan „eine umständliche Erklärung der einzelnen Kantonsverfassungen enthalten nebst einem kurzen Begriff ihrer Kräfte, Handelschaft und Polizei, eine Beschreibung des Landes und Nachrichten über die Merkwürdigkeiten der Naturhistorie". Tscharner hat dann, wie wir sehen werden, in anderer Form den Plan ausgeführt. Überhäufung mit Arbeit und seine Versetzung in die Landvogtei Aubonne hinderten den fleißigen Mann an der Fortsetzung.

Die „Historie" wurde von den Zeitgenossen sehr gut aufgenommen. Zurlauben und Bodmer waren namentlich über den zweiten Band, der die Zeit von 1389—1481 behandelte, sehr erfreut. Zurlauben meinte, sie sei die erste Schweizergeschichte in lichtvoller Darstellung, mit vornehmer Schriftführung, die durchaus den Stempel der Wahrheit trage. Und Bodmer schrieb dem Verfasser am 5. Juli 1758: „Wenige Schritte weiter, so sind wir bei der Vollkommenheit der Griechen und Römer angelangt. Aber es wird nicht so schnell geschehen, denn die Rücksichten auf gewisse Stiefbrüder hindern einen daran, was wahr ist sagen zu dürfen." Wie richtig Bodmer vorausgesagt hatte, bewies die Kritik des dritten, die Jahre 1482—1586 behandelnden Bandes. Der Verfasser hatte sich für die in Frage stehende Periode etwas Unmögliches vorgenommen: er wollte die Streitigkeiten der Kirche mit „ehrerbietigem Stillschweigen" übergehen. Sein protestantisches Gewissen trug schließlich doch den Sieg über die unmögliche Forderung der friedliebenden Unparteilichkeit davon und dies zog ihm von seiten Zurlaubens eine scharfe Kritik zu.[36]) Das beste Urteil fällte seiner Zeit G. E. Haller über den Wert des Werkes[37]): „Tscharner ist ein wahrer Geschichtschreiber, der den politischen Staat, die Bündnisse, die Sitten der Schweizer abmalt, die Ursachen der Begebenheiten entwickelt und viele Mißbräuche, besonders in Ansehung der Bürgerrechte, so zu einer Art von Eroberungen wurden, freimütig abschildert." Er nennt die „Historie" den besten, gründlichsten und kernhaftesten Auszug einer Schweizergeschichte.

Allerdings hat das Werk heute keine Bedeutung mehr, es wird schwerlich mehr zu Rate gezogen werden; aber für seine Zeit bedeutete es eine anerkennenswerte Leistung. Es verdient vor allem hervorgehoben zu werden, daß Tscharner den Chroniken nicht recht traut, auf die er in einem Briefe an Balthasar das Wort Hallers anwendet, sie seien nur

> Ein Trost der dunklen Zeiten,
> Uns durch die dunkle Nacht mit halbem Licht zu leiten.

Deswegen sammelte er fleißig, namentlich seit dem Anfange des Jahres 1761, Urkunden; er ging die Geschichtfreunde G. E. Haller, Engel, Balthasar, Iselin, Zurlauben, Tschudi, von Wattenwyl um solche an. Die Sammlung wollte

er dann mit einer staatsrechtlichen Abhandlung über den Corps helvétique veröffentlichen. Sein Unternehmen wurde von allen den Genannten auf das herzlichste begrüßt und unterstützt. Dies Werk kam aber nicht zustande; hingegen setzte Tscharner seine Kenntnisse und Sammlungen in den Dienst eines großen Unternehmens, der Encyclopédie, ou dictionnaire universel raisonné des connoissances humaines[38]), das von dem um das litterarische Leben Berns verdienten Neapolitaner Fortunato de Felice in Yverdon seit dem Jahre 1770 herausgegeben wurde. Tscharner und G. E. Haller bearbeiteten darin die topographischen und historischen Artikel, welche die Schweiz betreffen. Die letzteren wurden dann besonders zusammengestellt und erschienen als ein geographisch-historisch-politisches Diktionär der Schweiz, welches sich als Nachschlagewerk großer Beliebtheit erfreute, mehrere immer verbesserte Auflagen erlebte und auch in das Deutsche übertragen wurde.[39]) Hierin findet sich auch der ansprechende von Tscharner herrührende Artikel über den Corps helvétique, den Haller geradezu als „meisterhaft" bezeichnet.

Gedenken wir an dieser Stelle noch einer Rede, die Tscharner im Jahre 1757 vor dem äußeren Stande über „die Schlacht bei Laupen" hielt.[40]) An und für sich bietet sie nichts Bemerkenswertes; sie ist eine ausschließlich patriotisch-rhetorische Leistung, die aber dem für die Mängel des Vaterlandes offenen Sinne des Redners alle Ehre macht. Eine gewisse Bedeutung kann sie nur insofern beanspruchen, als durch sie die schöne Sitte der jährlichen Denkreden eingeführt wurde, und als dies ein neuer Beweis für Tscharners Bestreben ist, auf seine Umgebung möglichst anregend und bildend einzuwirken.

Andere, offenbar kleinere Arbeiten Tscharners konnten bis jetzt nicht ausfindig gemacht werden. Doch stellen wir hier die Nachrichten zusammen, die sich über sie erhalten haben.

Am 17. Juli 1759 lud Lori, der Sekretär der neugegründeten Akademie in München, den ihm befreundeten Tscharner zur Mitarbeiterschaft an den Publikationen der gelehrten Körperschaft ein. „Ein so gelehrter Eidgenosse als Sie sind, würde besonders der Rechtsgelehrtheit ein großes Licht aufzünden, wenn die Gerichtsverfassungen der Schweizer erörtert würden." Tscharner schrieb wirklich eine Arbeit über „den obern deutschen Bund unter der Regierung Ludwigs von Bayern." Zurlauben bemerkte hiezu am 6. Januar 1761: „Ihre Arbeit für die Akademie in München muß Ihnen viele Mühe verursacht haben. Sie behandelt den gleichen Stoff wie Schöpflin und Gleser." Warum sie in den Abhandlungen der Akademie nicht gedruckt wurde, wissen wir nicht.

Im gleichen Brief erwähnt Zurlauben einer andern Arbeit Tscharners, die wir nicht kennen: „Die Lobrede auf Ihren Großvater ist gut geschrieben." Dann schrieb er während seines Aufenthaltes in Aubonne eine kurze Geschichte

der Besitzer Aubonnes[41]), die Manuskript blieb, und von der uns Haller einige Mitteilungen hinterließ.

Aus alledem ergiebt sich, daß Tscharner von dem redlichen Bestreben getragen war, sich selbst und seine Mitbürger über die Geschichte des engern und weitern Vaterlandes aufzuklären; durch Jahrzehnte hindurch widmete er diesem Bestreben die beste Zeit seiner Muße, und daß diese Mühe keine vergebene war, beweist die Anerkennung, die seinen Werken zu teil wurde.

Gesellschaftliche Bestrebungen.

Es läßt sich begreifen, daß ein Mann von einem so ausgesprochenen Thätigkeitsdrang Gleichgesinnte und Gleichstrebende um sich zu sammeln suchte. Seit dem Winter 1757 kamen die Freunde Landvogt Sinner von Interlaken, Prof. Stapfer und Prof. Wilhelmi, denen sich später noch Haller und Pfarrer Bertrand anschlossen, jeden Mittwoch mit Tscharner zu geselliger und belehrender Unterhaltung in ungezwungener Weise zusammen. Es war dies der „Leist conversatoire", wie ihn Tscharner nannte, in welchem über die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes wie über die eigenen Arbeiten gesprochen wurde, und dem der ideenreiche Tscharner sehr gerne seine Pläne vorlegte.

Im März 1760 übersandte Tscharner an Lori in München den Entwurf zu einer Societät, „die nicht wenig dazu beitragen wird, den Geschmack an der Litteratur unter den hiesigen Patriciern zu vermehren." Wir kennen leider diesen Entwurf nicht und wissen auch nicht, ob diese Gesellschaft identisch ist mit dem Leist conversatoire oder der société des citoyens, von der wir im Mai des Jahres 1762 hören, als deren Stifter und Leiter die Herren Iselin in Basel, Tscharner, Stapfer und Fellenberg genannt werden und deren weitere Mitglieder die Herren Kilchberger, Tschiffeli und Wattenwyl von Montbenait sind. Der Zweck dieser letztgenannten Gesellschaft war, die zur Beförderung des menschlichen Glückes geeigneten Wahrheiten zu verbreiten, und um dies Ziel zu erreichen, schrieb sie jährlich vier Preisfragen aus. Wir kennen nur diejenigen für das Jahr 1762; sie lauten: Welches sind die Mittel, um ein Volk aus der Korruption zu erretten und nach welchem Plane sollte sich ein Gesetzgeber richten? — Giebt es anständige Vorurteile, die öffentlich zu bekämpfen ein guter Bürger sich ein Gewissen machen muß? — Welches Volk war das glücklichste? — Durch welche Mittel könnte man die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Bürgern der einzelnen Staaten der Eidgenossenschaft inniger gestalten? — Wir wissen, daß einige Beantwortungen einliefen, und daß der Preis für die Lösung der dritten Frage

dem dreibändigen Werke des Herrn de Mably, Entretiens de Phocion sur le rapport de la moral avec la politique zuerkannt wurde.[42]) Auch dachte man alles Ernstes an die Veröffentlichung geeigneter Arbeiten in Form eines Jahrbuchs: Professor Sulzer in Berlin, Iselin in Basel und Home versprachen Beiträge, Fellenberg, Wilhelmi und Tscharner sollten die Hauptarbeiter in Bern sein. Zwar war letzterer im Juni 1763 recht ärgerlich über die vielen Sitzungen, in denen über die konstitutionelle Form der Gesellschaft verhandelt wurde. Die Bewunderung für den Zweck der Gesellschaft zwingt ihm aber doch die Feder in die Hand, wenn ihn auch die Ehre, mit einem Sulzer und Home zusammenzuarbeiten, eigentlich erschreckt. Wahrscheinlich war der Essay über Hume, den Iselin im Juli 1763 mit dem Ausdrucke größter Befriedigung an den Verfasser Tscharner zurücksandte, für die société des citoyens geschrieben worden. Hiemit aber verlassen uns schon die Nachrichten über diese politisch-moralische Gesellschaft.

Ein anderer Kreis, dem Tscharner angehörte, war derjenige der Julie Bondeli. Er machte bei den heitern anregenden Zusammenkünften mit, deren eigentliche Seele jene geistig so hervorragende Frau war, für welche Tscharner eine „unbegrenzte Achtung" besaß. Es freute ihn, daß sie den Sinn für Wissenschaftlichkeit in den Kreisen der Frauen wachzurufen und das fade Gesellschaftsgeschwätz durch eine ernste und doch anziehende Unterhaltung zu verdrängen verstand. Sein Brief an Zimmermann vom 14. Januar 1763 enthält folgende Charakteristik jener Frauenvereinigung:

Je ne vois que rarement Mademoiselle Bondeli en hiver; je m'en dédommagerai en été. Nous avons à Berne un nombre de jeunes personnes du sexe, qui aiment les arts, la lecture, la conversation des livres et des gens de lettres, sans parler science avec propre délibéré, sans affecter de se séparer des habitudes ordinaires de la vie civile; elles n'aiment point le jeu sans le fuir, elles aiment la musique, les langues étrangères, la promenade et les entretiens des choses, sans paroitre déplacées dans les cercles frivoles, où toutes ces ressources sont encore plus ignorées que négligées. Le hasard rassemble toute cette coterie à Berne en hiver, et aux environs de Bellevue en été. Mademoiselle Bondeli fait sans contredit l'âme de cette aimable société, dont l'amitié me paroit serrer les liaisons autant que la ressemblance des goûts. Je vous avoue, que c'est un de mes grands plaisirs de voir la vérité du tact moral et littéraire triompher chez d'aimables personnes des préjugés, dont la belle éducation est environnée. La science en général et la théorie de la vertu en particulier ont presque toujours mal paré les dames, parce qu'elles faisoient leur parure. Mais lorsque les esprits vifs et délicats, ces cœurs sensibles et sujets à se tromper dans le choix du sentiment, ces imaginations belles, vives et légères s'assujétissent à la réflexion, se fortifient par la nourriture des principes

d'une philosophie simple et éloquente, s'élèvent au-dessus des préjugés sans se refuser au respect extérieur pour les modes de vivre — c'est alors ce que Pope appelle des hommes plus doux. Et le nom de ces dames? Vous les connoissez: c'est Mademoiselle Bondeli, Mademoiselle Fels, Mademoiselle Stürler de Wangen, Madame Haller-Schultheiss — et Madame Tscharner.

In die im Jahre 1759 gegründete ökonomische Gesellschaft trat Tscharner am 5. Mai 1761 ein und damit eröffnete sich für ihn ein neues Feld ersprießlicher Thätigkeit. Hatte er bis jetzt das Landleben in der beschaulichen Ruhe des Gelehrten genossen und geliebt, so ging er nun mit solchem Eifer auf die Zwecke der Gesellschaft ein, daß ihn sein Bruder Niklaus im Jahre 1769 als deren „eigentliche Seele" bezeichnen konnte. Aus dem Dichter und Geschichtschreiber war ein Nationalökonom im besten Sinne des Wortes geworden. Er studierte die neu erscheinenden Werke der französischen Schule, er hielt im Schoße der Gesellschaft viele Vorträge, er brachte zeitgemäße Anregungen ein und blieb auch während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Aubonne im lebhaften brieflichen Verkehr mit dem Vereine. Seine Idee, durch Gründung von Zweigvereinen im ganzen Gebiete der Eidgenossenschaft die Bestrebungen der ökonomischen Gesellschaft zu verallgemeinern und hiemit zu fördern, legte er in einem gedruckten „Vorschlag" des Jahres 1761 nieder.[43]) Auch dadurch suchte er das Arbeitsfeld der Gesellschaft zu erweitern, daß er sie veranlaßte, sich nicht nur mit Landbau und Industrie, sondern mit allen nützlichen Künsten zu beschäftigen.

Den besten Beweis für den Ernst, mit dem er für die Ziele der Gesellschaft eintrat, liefern seine litterarischen Beiträge, die er in den Vereinspublikationen niederlegte. Von ihm rühren die meisten Vorreden der sechziger Jahre her, in denen er die einzelnen Arbeiten einführte und die Gründe zu ihrer Abfassung auseinandersetzte.[44]) Hiebei ließ er bemerkenswerte nationalökonomische Ansichten und politische Äußerungen mitunterlaufen, von denen wir nur einige wenige hier herausheben wollen.

Im Jahre 1762 schrieb er über den Gedanken, daß der Landbau die Stütze jedes Staates bilde. Dann fährt er fort: „Bündnisse, Siege, Eroberungen selbst können einem Volke nur eine zufällige und ungewisse Macht geben. Die Reichtümer, die aus einer erweiterten Handlung (d. h. Industrie) entspringen, die mannigfaltigen Früchte eines wirksamen Fleißes von seiten der Einwohner und aufmerksame thätige Verwaltung von seiten der Regenten machen zwar einen Staat mächtiger im Verhältnisse gegen andere, allein auch diese Macht ist nur bedingt und abhängend. Die Schätze der Erde und die Stärke der Bevölkerung allein sind die besten Säulen und Stützen der eigenen beständigen Macht einer Nation, und diese allein können ihre Unabhängigkeit versichern."

Um der zunehmenden Entvölkerung vorzubeugen, sollte durch Aufnahme von Fremden die Zahl der Bürger vermehrt werden. „Da wäre aber voraus notwendig, daß der absönderliche Eigennutz jeder einzelnen kleinen burgerlichen Gesellschaft nicht der Aufnahme neuer Burger entgegenstände und ihnen diese Gunst nicht um einen allzu hohen Preis anrechnete."

Auch gegen den Vorwurf der Neuerungssucht und der Undankbarkeit gegen die Voreltern weiß er sich zu verteidigen. Er sagt, „daß nach dem Schicksale aller menschlichen Dinge auch die Verfassungen eines Volkes unaufhörlich veralten, wenn sie nicht unaufhörlich wieder hergestellt werden, daß endlich alles Gute, dessen wir uns in den Kirchen- und Staatsverfassungen, in den allgemeinen Gesetzen und einzelnen Ordnungen zu rühmen haben, unter diesem Schein der Neuerung zu ihrer Zeit bestritten und diesem Einwurfe ungeachtet, der zu Nebenabsichten so leicht mißbraucht werden kann, durch den Mut derjenigen, deren Angedenken wir jetzt segnen, zustande gebracht worden ist."

. . . „Unsere Dankbarkeit unsern Vorvätern gegenüber müssen wir nicht durch blinde Verehrung alles dessen, was sie uns hinterlassen haben, an den Tag legen. Sollten wir nicht Mutes genug haben, durch Verläugnung einiger von ihnen uns überlieferter Vorurteile, durch Abschaffung einiger von ihnen noch unbemerkter Mißbräuche ihre Wohlthaten für das gemeine Beste zu krönen?"

Außer diesen Vorreden schrieb er einige Abhandlungen nationalökonomischen Inhalts. Eine im August 1761 unternommene Reise veranlaßte ihn zu einer eingehenden Beschreibung von Land und Leuten des Münsterthales, die ihrer zutreffenden Bemerkungen wegen ihre Bedeutung heute noch nicht eingebüßt hat.[45])

Dann schrieb er über die Notwendigkeit, der zunehmenden Entvölkerung der Waadt durch Einführung des Seidenbaues,[46]) der Verarmung des Bauernstandes durch Verteilung der Allmenden Einhalt zu thun.[47])

So hat Tscharner an der Lösung der socialen Frage seiner Zeit tapfer mitgearbeitet und dabei einen Freisinn an den Tag gelegt, der noch heute wohlthuend berührt.

Es verdient bemerkt zu werden, daß in allen wissenschaftlichen Kreisen, denen Tscharner angehörte, eine förmliche Rousseaubegeisterung herrschte. Die ökonomische Gesellschaft hatte den kühnen Denker zum Ehrenmitglied ernannt; Tscharner ersuchte ihn vergeblich, sich beim Wettbewerb der ausgeschriebenen Preisfragen zu beteiligen. Er und Fellenberg wollten ihn in Yverdon besuchen, als gerade der Sturm über ihn ausbrach. Wir wissen, daß Tscharner hinter dem Rücken seiner Regierung für den Geächteten zu wirken suchte, daß er ihn Freunden gegenüber in Schutz nahm, daß er ihn mit Fellenberg im August 1762 im Val de Travers aufsuchte und daß er die Hoffnung hegte, ihn für die Beantwortung einer der von der société des citoyens ausgeschriebenen Preisfrage gewonnen

zu haben. „Rousseau, en faveur duquel mon cœur incline, tandis que le jugement balance, ne m'a pas paru éloigné de traiter une de nos questions," schrieb er am 11. Dezember 1762 an Zimmermann. Rousseau war von ihm auch ganz besonders entzückt, und als er im nächsten Jahre den allerdings nur vorübergehenden Entschluß gefaßt hatte, nach Zürich zu reisen, hatte er sich auch vorgenommen, in Bern seine Freunde Tscharner, Fellenberg und die Bondeli zu überraschen.

Gerade diese Beziehungen zu Rousseau kennzeichnen auf das vorteilhafteste den Geist der Unabhängigkeit, der die wissenschaftlichen Kreise Berns beherrschte.[48])

Es konnte nicht anders sein, als daß ein Mann von so ausgesprochener Selbständigkeit des Denkens und Handelns auch in politischen Dingen seinen eigenen Weg zu gehen wagte, auch auf die Gefahr hin, oben Anstoß zu erregen.

Er war am Jubiläum der Universität Basel dabei gewesen, vielleicht um wissenschaftliche Anknüpfungspunkte, die seinen Zeitschriften hätten zu gute kommen können, zu suchen. Hiebei erneuerte er die alte Freundschaft mit Isaak Iselin, der ihn am 29. April 1760 zur Teilnahme an der freundschaftlichen Zusammenkunft aufforderte, die zur Gründung der „Helvetischen Gesellschaft", der Trägerin vielseitiger Ideen zur Verjüngung der altgewordenen Eidgenossenschaft, führte. Aber erst im Jahre 1763 konnten er und sein Bruder der Aufforderung Folge leisten, und welchen Eindruck seine Persönlichkeit dort machte, konnten wir aus den Worten des Doktor Hirzel von Zürich bereits vernehmen. Und nun schwärmten sie, wie man nur bei den Schinznacher Versammlungen schwärmen konnte, für Freundschaft und Tugend und Vaterland, und brachten im folgenden Jahre auch den herzoglichen Demokraten Ludwig von Württemberg mit sich nach Schinznach, der den Tscharnern von Herzen zugethan war.

Doch behielt Tscharner in all dem Festjubel den Blick des nüchternen Beobachters bei und gar manches konnte seine Zustimmung nicht erlangen. Als der Rat von Bern der ökonomischen Gesellschaft gegenüber hemmend auftrat (20. Sept. 1766), berührte ihn dies viel unangenehmer, als die Zumutung an die Mitglieder der helvetischen Gesellschaft, von nun an die Versammlungen derselben nicht mehr zu besuchen.[49]) Er schrieb hierüber am 1. Oktober 1766 an Zimmermann:

Le mémoire de Mr. Muret sur la population a frappé quelques préjugés; ces tabelles ont été prises pour des tabelles du dénombrement, on a été alarmé de ses déclamations contre le service; sur cela «Anzug» au conseil de soumettre les ouvrages de la société économique et les questions qu'elle publie à un examen; décrété de faire annoncer au président de la société par le seig. avoyer que LL. EE. verraient avec plaisir si à l'avenir on évitait de donner des questions

qui touchent la police du gouvernement et donnent un prétexte pour fronder l'administration. Encouragé par cet exemple on fait mention en sénat de la société de Schinznach; on dit qu'elle fait imprimer un recueil qui n'est qu'entre les mains des membres; on a dit à l'oreille qu'il se tient à Schinznach des petits conciliabules en chambre où l'on s'anime contre le service étranger, que quelques uns des membres entraînés par l'enthousiasme s'y échauffent réciproquement l'imagination par le zèle outré d'un patriotisme mal éclairé. Sur cela commission au seigneur avoyer de dire à quelques-uns des membres, que l'exemple d'une pareille société quoique fondée dans un but louable était trop dangereuse, on s'attend que ces messieurs laisseront tomber cet établissement en cessant d'en fréquenter les assemblées.

Je ne vous dirai rien de la source d'où partent ces coups, quoique j'en sache quelque chose. Mais je ne puis me défendre de vous dire, que l'indiscrétion de nos amis devait nécessairement fournir un prétexte à ceux, qui voient avec inquiétude la liberté de penser s'exercer avec quelque vigueur. Le zèle outré de quelques-uns à Zurich et à Berne dans la cause de Genève, les satires peu reservées et inutiles de «l'Erinnerer», des mémoires insolens répandus sous main contre notre gouvernement et trop applaudis par quelques-uns de nos amis, une certaine pétulance de patriotisme montrée dans des discours imprudents: tout cela a servi à étendre de proche en proche la prévention contre Schinznach. Je regarde actuellement cette société comme ensevelie; son but était si vague, sa constitution si flottante, qu'un souffle devait la faire écrouler, et, ne l'avons-nous pas vue menacée de se dissoudre d'elle-même? Je crois que ses ennemis n'ont fait que prévenir sa chute et que par leur empressement ils la rendent moins inglorieuse. Je regrette de certains moments délicieux que nous y passions; mais je ne regrette ni nos aréopages et sessions, ni ces repas tumultueux. Il dépendra toujours de nous de jouir des avantages de ce projet sans ses embarras, et j'espère que devenu plus prudent le vrai patriotisme reprendra bientôt le crédit et la force que l'enthousiasme indocile lui faisait perdre."

Wenn er demnach kein begeistertes Mitglied der helvetischen Gesellschaft war, so kränkte ihn doch der Eingriff in das Gebiet seiner Willensfreiheit. Er und seine Genossen ließen der Behörde wissen, daß sie der Gesellschaft treu bleiben und im nächsten Frühjahr sie besuchen wollten; und wenn im März des Jahres 1767 der Rat den früher gefaßten Beschluß wieder aufhob, so hatte man dies ebenfalls dem Eintreten Tscharners zu verdanken.[50])

Wenn etwas geeignet ist, die Engherzigkeit und Ängstlichkeit der damaligen Regierung gegenüber dem freien Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen zu charakterisieren, so ist es dies kleinliche Vorgehen gegen zwei Gesellschaften, deren Mitglieder

von den edelsten Gesinnungen getragen, nur das allgemeine Beste des Vaterlandes erstreben wollten.

Litterarischer Geschäftsmann.

Im Dezember des Jahres 1755 finden wir Bernhard Tscharner in Leipzig. Was er mit dieser Reise bezweckte, wissen wir nicht; nur das Eine ist uns bekannt, daß er öfters mit Lessing verkehrte, und daß das soeben veröffentlichte Fragment des Trauerspiels „Henzi" unter anderm auch den Gegenstand ihres Gespräches bildete.[51]) Das rege geistige Leben in der Schriftsteller- und Buchhändlerstadt konnte nicht ohne Einfluß auf den immer thätigen Mann sein. Er empfand es nachher in Bern bitter, daß er mit den Erscheinungen des Büchermarktes immer erst spät bekannt wurde. Da sprach er im Februar 1758 in seinem Leist conversatoire den Gedanken von der Notwendigkeit der Errichtung einer Druckerei und einer Buchhandlung aus. Seine Freunde, namentlich Pfarrer Bertrand und Haller, unterstützten ihn, und wahrhaftig, man erlebte das Seltene, daß ein Berner Patricier unter die Industriellen ging!

Er brachte eine Aktiengesellschaft unter dem Namen „Typographische Gesellschaft", oder kurzweg „Société" zusammen; er als der Hauptbeteiligte übernahm die Rechnungsführung und die Korrespondenz. Im Oktober 1758 konnte er an Bodmer schreiben, daß er jetzt Häuser baue und Druckereien errichte. Im folgenden Jahre wurde das Unternehmen durch eine Buchhandlung ergänzt. Nun steckte Tscharner ganz in Geschäften. Wir sehen, wie er für die Druckerei Papier beschafft, wie er auf die Suche geht nach zügigen, zugleich aber auch ehrenden Verlagsartikeln, wie er durch Gründung von Zeitschriften Bern, was es bis jetzt nicht gewesen war, zu einer Art wissenschaftlichem Centrum erheben wollte, wie er später durch Anlage einer Filiale in Yverdon das ganze Unternehmen auf eine noch breitere Basis stellte. In allen wichtigen Fragen holte er Rat bei Haller, der auch so freundlich war, die typographische Gesellschaft durch Überlassung seiner Werke von vorneherein bei wissenschaftlichen Kreisen in Kredit zu setzen.

Es handelt sich hier nicht darum, eine Geschichte dieses Unternehmens zu schreiben oder gar ein Verzeichnis der „au dépens de la société" gedruckten Werke zusammenzustellen. Wir überlassen dies dem Bibliographen. Aber der beiden, in ihrem Verlage gedruckten und von Tscharner unterstützten Zeitschriften müssen wir gedenken.

Diese werden in den Briefen öfters als „Journal latin" und „Journal italien" genannt. Hiemit verhält es sich folgendermaßen.

Die lateinische Zeitschrift trägt den Titel: Excerptum totius Italicæ nec non helveticæ literaturæ. Sie stellte sich also ausschließlich in den Dienst der schweizerischen und italienischen Wissenschaft und suchte den Gedankenaustausch zwischen zwei Ländern zu vermitteln, die, wenn schon benachbart, doch einander ziemlich fremd gegenüberstanden. Sie enthielt nicht nur ausführliche Inhaltsangaben von neu erschienenen Werken, sondern auch litterarische Korrespondenzen und noch nicht veröffentlichte Originalarbeiten. In dieser Zeitschrift erschienen z. B. die vorzüglichen archäologischen Studien von Samuel Schmidt, über die unser Neujahrsblatt für das Jahr 1894 handelt. Die im Jahre 1758 gegründete Zeitschrift ging aber mit dem 16. Bande im Sommer 1762 wieder ein.

Zu gleicher Zeit mit dem ersten, war auch das zweite Unternehmen ins Leben getreten: Estratto della letteratura Europea. Es ist dies das Journal italien. Auch hier erschienen zuerst die Auszüge, dann Litteraturnachrichten aus allen Ländern Europas. Die in Bern und Yverdon gedruckte Zeitschrift brachte es auf 36 Bände und stellte mit dem Jahre 1766 ihr Erscheinen unter der Ägide der Typographischen Gesellschaft ein; mailändische Gelehrte führten sie noch zwei Jahre weiter.[52])

Der wissenschaftliche Anteil Tscharners an diesen Publikationen läßt sich nicht mehr ermitteln. So viel ist sicher, daß er die Mitarbeiter und Korrespondenten suchte und deswegen von diesen auch als der eigentliche Leiter betrachtet wurde; hiefür sprechen beispielsweise die von den beiden brixener Gelehrten Scarella und Zamboni an Tscharner gerichteten und in dem lateinischen Journal veröffentlichten Briefe. Die eigentliche Redaktionsarbeit besorgte ein Kreis von Bernerfreunden, eine Art litterarische Gesellschaft, und unter diesen namentlich der Italiener de Felice.

Tscharner hatte die bittere Erfahrung so mancher Redaktoren vor und nach ihm machen müssen, daß es leichter sei, Zeitschriften zu gründen, als sie mit Erfolg weiter zu führen. Aber eine Geschichte des Kultureinflusses der Schweiz auf Italien in litterarischer Hinsicht wird der beiden Berner Zeitschriften gedenken und die Tiefe ihrer Wirkung ergründen müssen.

Es folgten aber noch schwerere Enttäuschungen und Sorgen: die Typographische Gesellschaft mußte im Jahre 1778, im Todesjahre Tscharners liquidieren. Die Leidensgeschichte dieses Unternehmens schildert Niklaus Tscharner, der Bruder des Bernhard, in einem am 11. Dezember 1779 an Iselin gerichteten lehrreichen Briefe folgendermaßen:

„Mein seliger Bruder, feurig, thätig, entschlossen war sein Geist, unternahm, um solchem Nahrung zu geben, in der besten Absicht zugleich seinen Mitbürgern zu dienen, die Bücherhandlung und stiftete die Gesellschaft im Jahre 1759. Er übernahm die Direktion davon; seine Redlichkeit und Einsicht gaben ihm allen

Credit, der dazu nöthig war. Der Verlag war 50,000 L., der Verkehr stieg bis 16,000, der reine Ertrag befand sich 2400 im Jahre 1769. Ihm zu gefallen hatte ich von 24 Aktionen (Aktien) 3 genommen mit dem Vorbehalt, keiner Arbeit daher beladen zu sein. Im Jahre 1769 fiel mir die Bilanzrechnung von Hrn. Serini in die Hand, der Verlag war in Activis und Passivis bei 80,000 L., die Gesellschaft vergnügt; mich deuchte die Sache nicht gut. Ich fand solches über alles Verhältniß mit dem Vertriebe und dem Ertrag. Ich schickte ihnen mein Befinden ein, ohne Würkung. Im Jahre 1772 fand ich den Verlag bis auf 120,000 L. angewachsen und den Vertrieb gefallen. Ich fand die Sache in einer weit gefährlicheren Lage: keine spezielle Direktion, ein todtnes Capital von mehr denn 70,000 L. in der Handlung und ein verlornes von 50,000 im Verlag, das in der Bilanzrechnung immer in seinem ersten Werthe angeschlagen stunde. Ich legte ein sehr dringendes Memorial bei der Gesellschaft auf Rechnung und Erfahrung gegründet ein. Diese, vom Schlafe erweckt, sah das Übel ein und suchte demselben zu helfen. Aber meine einfachen, auf die Vereinfachung und Einschränkung der Handlung zielenden Vorschläge wurden als ängstlich und kleinfügig verworfen, Mein Bruder suchte sich vielmehr durch Ausdehnung derselben mit Verbindung einer Druckerei und der auswärtigen Handlung zu helfen. Ich mußte nachgeben, gab nach und werde es immer bereuen. Nach gleichen Grundsätzen gleich nachlässig geführt, von Herren, deren Geschäfte ihnen die nöthige Aufsicht und Befolgung nicht erlaubten, von Commissen, die den Handlungsgeschäften nicht gewachsen waren.

„So stieg der Verlag mit dem Verluste jährlich. Im Jahre 1778 forderte ich Liquidation, Berichtigung und Trennung; mein Bruder, auf den der größte Verlust mit der größten Verantwortung fiel, stirbt über dem Verdrusse, mit welchem er solche veranstaltete und durch dessen Tod fällt mir diese Last auf, ich, der aller Spekulation und allem Handel abgeneigt, Gott über der Lage dankte, die mich davon befreite und dessen einfacher Lebensplan sich auf mein Vermögen und meine Pflicht, die Pflicht meines Standes einschränkte. Da haben Sie die Geschichte eines in seiner Anlage löblichen, in seinem Ausgange unglücklichen Unternehmens, und die Handlung meines sel. Bruders auf die gleichen uneingeschränkten Grundsätze gegründet, wie die Landwirthschaft des Herrn Tschiffeli, hat auch die gleichen Folgen gehabt."

Wieland und Zimmermann.

Anfangs April 1756 übersandte Tscharner an Bodmer und Wieland den ersten Band seiner „Historie" und lud den letztern, dem er wegen seiner „geist-

reichen und frommen Schriften ungemeine Hochachtung" entgegentrug, zu einer Reise nach Bern ein. Wieland antwortete am 26. April mit einem sehr verbindlichen Schreiben und gab zugleich seinem Bedauern Ausdruck, der Einladung nicht Folge leisten zu können.[53]) Weitere Beziehungen scheinen in den nächsten Jahren nicht stattgefunden zu haben.

Da überraschte ihn am 20. Nov. 1758 Zimmermann mit der Anzeige, daß Wieland im nächsten Frühjahre nach Biberach zurückzukehren gedenke und fügte hinzu: „Könnten oder wollten Sie in Bern etwas für Wieland thun?"

Darauf antwortete Tscharner vier Tage später: „Pourquoi Mr. Wieland s'est-il retiré de Zurich? est-il rappelé chez lui ou est-il libre encore? respectable par son christianisme, cet auteur philosophe et poète célèbre mérite l'estime de tous les pères par les vues saines qu'il a sur l'éducation des enfants. Ma feuille s'est remplie; j'ai encore quelques projets en réserve pour une autre lettre."

Der angekündigte Brief folgte am 9. Dezember: „Je suis bien convaincu d'utilité, qu'il y auroit pour nous d'attirer Mr. Wieland à Berne; il a de grandes, de sages et de nobles vues sur l'éducation; il est homme de génie, philosophe et surtout chrétien bien sincère. J'en ai jeté le propos ici à quelques personnes, on y a fait quelque attention, et c'est quelque chose pour Berne. Mais je suis fort incertain, si beaucoup de gens conviendroient ici à Mr. W. et s'il conviendroit à beaucoup de monde. Il faudroit encore un degré convenable de raison chez les élèves pour être à portée de profiter des touches d'un habile maître; mes fils à peine végétent-ils encore. Mais ils grandiront et je regarderai comme le plus grand bonheur pour eux d'être au moins quelques heures du jour sous les yeux d'un philanthrope; nos informateurs ordinaires ne sont que des régents. Nous verrons, nous verrons."

Zugleich ersuchte er Zimmermann, ihm für das Journal eine Besprechung der bisherigen Werke Wielands zu liefern. Wir sehen also, daß der Gedanke, Wieland für Bern zu gewinnen, von Zimmermann ausgegangen war und daß Tscharner vor allem aus die pädagogische Thätigkeit des Dichters zu verwerten gedachte. Er brachte diese Angelegenheit jedenfalls im Leist conversatoire zur Sprache, denn auch die Herren Stapfer und Fellenberg traten mit Wieland in Verbindung. Durch die Bemühungen dieser Vereinigung wird sich die Hauslehrerstelle in der Familie Sinner eröffnet haben, deren Annahme Wieland durch einen leider verlorenen Brief vom 4. Mai 1759 anzeigte. Sechs Tage später schrieb Tscharner nach Brugg:

„Mr. Wieland m'a écrit une lettre extrêmement obligeante; je me promets beaucoup de plaisir de son commerce; je sens par sa lettre tout ce que vous avez fait en ma faveur auprès de lui et je le lui fais connoitre dans ma réponse. N'avez-vous pas un peu exagéré par amitié, comme vous êtes sujet à le faire

par force d'imagination? — par exagérer je n'entends pas s'écarter du vrai dans le fond, mais en charger un peu les couleurs. Je vous en sçais au reste le plus grand gré. Et Mr. Wieland vous a, de son côté, des obligations. Vous avez fait tout ce qui dépendoit de vous, pour ouvrir les yeux aux Bernois sur son compte, et lui préparer une bonne réception."

Unter denjenigen, die Wieland bei der Ankunft in Bern am 12. Juni begrüßten, befand sich auch Tscharner, der dem Ankömmling ein offenes Herz und volles Verständnis entgegenbrachte. Einige Äußerungen mögen dies beweisen. Am 28. Juni schrieb er an Haller: „Mr. Wieland se propose de vous adresser lui-même son Cirus; il s'écarte de la route tracée par Klopstock et Bodmer en évitant l'usage des personnages merveilleux, et son hexamètre, plus châtié et plus mélodieux que ceux de ces prédécesseurs, a trouvé faveur ici chez des personnes prévenues contre les vers blancs. Je ne suis pas moins content du commerce de Mr. Wieland, que de ses écrits."

Am folgenden Tage meldet er nach Brugg: „Je le vois quelquefois, mais pas si souvent encore que je me le promets pour l'avenir. Il connoitra Berne bientôt; Mr. le ballif Sinner lui procure la connoissance de toutes les personnes, qui peuvent lui convenir, et il a déjà eu occasion d'en voir plusieurs dont les idées ne lui conviendront pas du tout. En attendant, Cirus demeure suspendu, et notre ami par une condescendance pour le goût plus général des habitans de son nouveau séjour prépare quelques petites choses d'un ton plus à leur portée. Je ne préviens pas ce qu'il aura à vous dire lui-même. Dans le pour et le contre de sa nouvelle position je souhaite que le premier point l'emporte et j'espère qu'il l'emportera."

Und Niklaus Tscharner äußerte sich am 11. Juli gegenüber Zimmermann:

„Il n'y a rien de plus nouveau à Berne que Mr. Wieland, duquel l'on est plus content qu'il ne l'est des autres et surtout de ses disciples. On l'a accueilli comme l'on reçoit des nouveautés et parmi le grand nombre des curieux il a trouvé des amateurs. Je n'ay pas encore l'honneur de le connoitre, j'irai demain en ville lui rendre une visite qu'il m'a faite en blanc samedi passé que j'étois absent."

Wieland brachte, nachdem er auf seine Hauslehrerstelle verzichtet hatte, öfters ganze Tage in der Bellevue zu, so den 17. Juli, den 19.—23. Juli, dann wieder drei Tage im Anfang September. Es waren, aus den Briefen zu schließen, Tage der Freude und des gegenseitigen Glückes, wozu der „anmutige Engel", wie Wieland die Hausfrau bezeichnete und der er nach seiner verliebten Art nicht wenig den Hof machte, manches beigetragen haben wird.

Es lag aber nicht in Tscharners Art, nur zu genießen; er wollte für seine Freunde auch wirken. Er ging mit dem Plan einer Neuausgabe seiner Übersetzung der Haller'schen Gedichte um. Er schrieb am 29. Juni 1759 an Zimmer-

mann, daß er entschlossen sei, derselben einige Beilagen beizufügen: Einiges von ihm selbst Übersetztes von Hagedorn, nebst einigen bereits übersetzten Erzeugnissen Wielands, und daß der letztere hiezu seine Zustimmung gegeben hätte. So, wie es jetzt geplant worden war, erschien dann die Ausgabe im folgenden Jahre, doch war sie mit dem von Tscharner übertragenen Wieland'schen Fragment, Hymne auf Gott, vermehrt worden.[54]) Aber nicht nur die Franzosen, sondern auch die Italiener mußten Wieland kennen lernen. Deswegen ließ er in seiner italienischen Zeitschrift eine begeisterte Anzeige von des Dichters bisherigem Wirken erscheinen, die vielleicht von Zimmermann geschrieben, jedenfalls aber von Tscharner hervorgerufen worden ist.[55])

Aber nicht alle Leute in Bern waren mit Wieland zufrieden, namentlich nicht Professor Stapfer, der sich bei Tscharner glaubte beklagen zu müssen. Hierüber schrieb Tscharner am 22. Dezember folgende bemerkenswerte Zeilen nach Brugg:

„Mr. Stapfer ne sait ni ma façon de penser sur le compte de Mr. W. . ., ni celle de ma femme. Il étoit venu chez moi pour me révolter contre lui; il n'y a pas réussi, je veux voir par mes propres yeux, et jusques ici je n'ai rien vu chez Mr. W. . . qui n'annonce un cœur digne d'estime et capable d'amitié. Le poison des applaudissemens a gâté son esprit, si vous voulez; mais il est cruel de la part de ceux, qui lui ont versé le poison, d'en mettre l'effet sur son compte seul. Une imagination impétueuse le fait fréquemment sortir dans ses discours de la bienséance d'un homme, qui auroit plus d'usage du monde; mais comme sa situation ne lui promet guères d'en acquérir davantage, je pardonne facilement une impatience, une fougue qui n'accompagne que trop souvent le génie. Mr. Stapfer a voulu me fournir des raisons d'être mécontent de Mr. W. . ., il eût été plus à propos de me les laisser ignorer. Au reste, Mr. W. . . . et moi nous nous voyons rarement; il est arrivé célèbre, il partira incognito, il a quitté la compagnie, dont il ne s'accommodait pas; je prévois que partout il aura des désagréments, que partout il reviendra à un petit nombre de gens par la raison qu'il ne se prête pas longtemps aux faiblesses d'autrui et qu'il néglige le grand moyen de plaire, celui d'écouter."

Also Mangel an Lebensart, Unfähigkeit sich den Leuten anzupassen und Eitelkeit sind die Fehler Wielands. Man merkt dem Schreiben an, wie leid es dem Verfasser that, dies zugestehen zu müssen, aber wie fein sucht er diese Fehler zu erklären und zu entschuldigen! Wieland besitzt noch seine Freundschaft und Achtung, aber — nous nous voyons rarement. Und als der Dichter am 22. Mai 1760 Bern verließ, sah Tscharner ihn ohne Bedauern scheiden.[56])

Noch eine Frage läßt sich aufwerfen: übte der Tscharner'sche Kreis keinen Einfluß aus auf Wielands dichterische Thätigkeit? Es läßt sich dies sehr schwer

ermitteln. Wir wissen nur das eine, daß Wieland mit dem Gedanken umging, ein Gedicht über den Landbau zu verfassen. Die Anregung hiezu entstammte jedenfalls dem Kreise der ökonomischen Gesellschaft. Und wenn Wieland vor seiner Abreise einmal den Plan gefaßt hatte, in Zofingen eine Buchhandlung und eine Druckerei anzulegen, so könnten wir hierin Tscharners Einfluß erkennen, auch wenn es nicht ausdrücklich durch Wieland selbst bezeugt wäre.

Wir sagten, daß Tscharner den schwäbischen Dichter ohne Bedauern habe scheiden sehen. Zwar schrieb Wieland im August 1760 einen sehr verbindlichen Brief in die Bellevue, in dem er seine Wahl zum Archivdirektor anzeigte. Tscharner übersandte ihm die besten Glückwünsche hiezu, aber — meldet er am 10. Sept. an Zimmermann —: je crois que notre correspondance ne sera ni vive ni longue. Von Julie Bondeli und Tschiffeli vernahm er gelegentlich noch etwas von seinem früheren Freunde, von dessen unangenehmer Stellung in Biberach, von dessen Bemühung, aus seinen Mitbürgern — barbiers et boulangers sans doute — eine Theatertruppe zu bilden. Durch Zimmermann erhielt er im Frühjahr 1763 auch Einsicht in das von Wieland fertiggestellte Manuskript des Agathon, der daran dachte, das neue Werk bei Tscharner drucken zu lassen. Doch lehnte dieser das Anerbieten am 14. Januar 1763 in einem Schreiben an Zimmermann rundwegs ab; er anerkennt gerne die schöne und leichte Schreibart Wielands und dessen große Einbildungskraft, aber er kann von vielem Historischen den Grund des Vorhandenseins nicht einsehen, und zudem ist das Moralische so stark im Tone der übrigen Schriften Wielands gehalten, daß er die Geschichte nur mit Widerstreben hat lesen können. Am 6. Februar gedenkt er des Agathon noch einmal mit den Worten: „J'aurois pu goûter la forme d'Agathon, si le fond m'avait plu. Cette morale générale est hors de ce siècle. Les hommes vigoureux font aujourd'hui la guerre au vice et au préjugé de plus près. S'il y avait des gens corrompus par erreurs de principes, et qui se donnassent la peine de vouloir justifier leurs passions par un système, et si ces gens lisoient des livres tels qu'Agathon, cela pourroit leur faire du bien." Wieland hatte recht, wenn er in einem Briefe an Zimmermann von dem „kalten Tscharner" schrieb; das Feuer der Freundschaft war erloschen.

Nur mit einigen Worten wollen wir der Beziehungen Tscharners zu Dr. Zimmermann gedenken. Dieselben reichen in das Jahr 1748 zurück; Zimmermann studierte dazumal in Göttingen und verkehrte im Haller'schen Hause. Er half mit, die Bedenken Hallers wegen der Veröffentlichung der französischen Uebersetzung seiner Gedichte zu überwinden, er und Frisching veranlaßten Tscharner zur Herausgabe des „Freundschafftlichen Geschenkes". Persönlich lernten sie sich erst in Paris kennen und fanden aneinander solchen Gefallen, daß sich ein herzliches jahrelang dauerndes Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen entwickelte. Zimmer-

mann übersandte die Handschrift seiner Hauptwerke „Vom Nationalstolze" und „Von der Einsamkeit" zur Kritik in die Bellevue, während anderseits Tscharner Zimmermanns Kraft für die beiden Zeitschriften in Anspruch nahm. Durch Tscharners freundschaftliche Empfehlung wurde Zimmermann als Mitglied in die neugegründete Akademie der Wissenschaften in München aufgenommen[57]), ebenso gab er sich alle Mühe, seinen Freund in die Nähe zu erhalten, aber die Möglichkeit, ihm die Stelle eines Stadtarztes zu verschaffen, wollte sich nicht zeigen.

Trotzdem fehlte es nicht an Meinungsverschiedenheiten. Zimmermann war auf Bern nicht gut zu sprechen. Schon im Jahre 1749 hatte er an Tscharner geschrieben, daß es hier garstige, dumme, nichtsnutzige, faule Bürger gebe, wenig Handel, wenig Fleiß, keinen Geschmack, keine Aufmunterung für die Talente. Noch zweimal später wiederholte er ähnliche Ausfälle, die jedesmal Tscharner mit dem Hinweis parierte, daß es anderswo wohl auch nicht besser stehen werde, und daß Urteile der Art weder höflich, noch klug, noch besonders geschmackvoll seien. Dann gefiel ihm die Art, wie Zimmermann in den Briefen über Freunde herfiel, nicht, und überhaupt fand er die satirische Schreibweise Zimmermanns sehr unangenehm. Er sagte dies in den Jahren 1765 bis 1768 ihm mehrere Male rund heraus, daß die Satire etwas Kleinliches sei, mit der man nichts ausrichte, die Menschen nicht überrede. Wenn er Wahrheiten sagen wolle, so gebe es nur eine Manier: furchtlos und offen heraus damit! Zudem sei die Satire würdelos und erwecke oft, wo es gar nicht beabsichtigt sei, die Idee des Komischen. „Mehr Würde, und Sie würden einer der ersten Schriftsteller unsers Jahrhunderts sein."

Es kann wohl sein, daß Äußerungen der Art den unberechenbaren Mann verletzten; denn der Briefwechsel hörte mit dem Jahre 1768 auf. Als Tscharner zehn Jahre später starb, konnte sich Zimmermann bei aller Anerkennung der vortrefflichen Eigenschaften des Dahingeschiedenen nicht enthalten, zu schreiben: „Er war nicht mein Freund."[58])

Im Staatsdienste. Ende.

Tscharner konnte sich seiner herrlichen, so reich ausgenutzten Muße bis zum Frühjahre 1764 erfreuen. Da überraschte ihn eine vertrauliche Anfrage aus Berlin, ob er nicht das Kirchendepartement mit dem Titel eines wirklichen Staatsministers zu übernehmen gewillt wäre. Die Stelle war verlockend: 3000 Thl. Gehalt, mit ebenso viel Nebeneinnahmen, Aufsicht über die Schulen und Universitäten, die Examen und die Pfarreien, und Präsidentschaft im Konsistorium.[59])

Man sicherte ihm völlige Unabhängigkeit zu und das Recht, nach einigen Jahren mit der Aussicht auf Beförderung sich zurückziehen zu können. Die Möglichkeit, in einem bedeutenden Wirkungskreise zu leben und für die Wissenschaft und Religion in einem großen Lande zu wirken, reizte ihn allerdings, aber er entschloß sich, seine Kräfte der Vaterstadt zu widmen. Diese ehrte den tüchtigen Mann dadurch, daß sie ihn am Ostermontag des gleichen Jahres in den Großen Rat wählte, der ihn von nun an öfters in wichtige Kommissionen berief. So wurde er Mitglied der Landfriedenskommission (Mai 1764), der Appellationskammer (Aug. 1766), der Neuenburgischen Kommission (April 1767), der Kommission zur Beratung des französischen Bundes (Nov. 1775), der welschen Appellationskammer (Febr. 1776). In den Jahren 1769 bis 1775 verwaltete er die Landvogtei Aubonne. Es war nicht brüderliche Nachsicht, wenn Niklaus Tscharner an Iselin schrieb, daß der Landvogt von Aubonne sehr geachtet, von den Guten geehrt, von den Bösen gefürchtet werde. Für seine tüchtige Verwaltung spricht vor allem der Umstand, daß die Stadt Rolle ihm mit Einstimmigkeit am 5. Okt. 1776 das Ehrenbürgerrecht erteilte.[60])

Aber die rastlose Thätigkeit auf wirtschaftlichem, politischem und wissenschaftlichem Gebiete, sowie finanzielle Sorgen untergruben seine Gesundheit der Art, daß er nur noch ein Mittel als heilsam betrachtete: Losreißen von allen Verpflichtungen. Seine am 8. Mai 1778 erfolgte Wahl zum Landvogt in Lugano kam ihm deswegen ungemein gelegen; er hoffte Besserung unter dem milden italienischen Himmel. Im August ging er über die Berge; da ergriff ihn unmittelbar nach seiner Ankunft in Lugano eine heftige Gallenentzündung, so daß der Arzt die sofortige Rückreise anordnete. Mehr tot als lebendig langte er nach beschwerlicher Fahrt und bei ungünstigem Wetter am 6. September in Bern an.[61]) Dem schweren Leiden gegenüber erwies sich die ärztliche Kunst als ohnmächtig; er verschied am 16. September.

Die ökonomische Gesellschaft ehrte ihr verdientes Mitglied dadurch, daß sie am 3. April des folgenden Jahres in öffentlicher Versammlung eine Lobrede durch den Neffen des Verstorbenen, Herrn Friedrich Freudenreich, halten ließ.[62])

Tscharner war der Typus eines seltenen Mannes gewesen. Aus einer vorzüglich geleiteten Erziehung, guten natürlichen Anlagen und einer unabhängigen äußern Stellung entnahm er die Verpflichtung, das Seinige zur Kräftigung des Staates beizutragen, aber auch die Berechtigung, die edelsten Lebensgüter voll zu genießen. Über den Adel im Wappen ging ihm der Adel des Herzens, und wo ihm das Edle entgegentrat, im Menschenleben, in der Natur, in der Geschichte, in der Poesie oder in den Wissenschaften, so suchte er es sich anzueignen und ihm Raum zu schaffen. Sein Leben umfaßte nur die kurze Spanne von fünfzig Jahren,

aber wie hat er diese paar Jahrzehnte ausgenutzt! An Stelle eines sorgenlosen Genießens, woraus ihm niemand einen Vorwurf gemacht hätte, bevorzugte er ein nimmermüdes Lernen, Planen und Wirken im Dienste des Guten und Schönen. Wir erfüllen eine Ehrenpflicht, wenn wir das Andenken dieses vorzüglichen Bürgers des alten Berns erneuern; denn auf Männer solchen Schlages darf jedes Gemeinwesen jederzeit stolz sein.



Anmerkungen.

Quellen: 12 Briefe Bernhard Tscharners an J. R. Sinner, von 1745–49 (Stadtbibl. Bern). — 21 Briefe des Gleichen an Bodmer, von 1748–1778. (Stadtbibl. Zürich). — 7 Briefe des Gleichen an Isaak Iselin, von 1748–1776. (Im Besitze des Herrn Iselin-Bischoff in Basel) — 38 Briefe des Gleichen an Albrecht Haller, von 1748–1775. (Stadtbibl. Bern). — 11 Briefe des Gleichen an J. G. Lori in München, von 1757–1762. (Im Besitze der k. bayr. Akademie der Wissenschaften). — 8 Briefe des Gleichen an Urs Balthasar, von 1759–1778. (Im Besitze des Herrn Fritz Pfyffer von Altishofen in Luzern). — 2 Briefe des Gleichen an G. E. Haller, von 1761 und 1770. (Stadtbibl. Bern). — 97 Briefe des Gleichen an J. G. Zimmermann, von 1748–1768. (Kön. öff. Bibliothek in Hannover). — 267 Briefe an Tscharner aus den J. 1748 bis 1768. (Stadtbibl. Bern; früher im Besitze des Herrn C. F. v. Tscharner). Hiezu vergl. R. Hamel, die Briefe von J. G. v. Zimmermann, Wieland und G. von Haller an Tscharner. Rostock, 1881, und R. Hamel, Mitteilungen aus Briefen der Jahre 1748–68 an B. V. v. Tscharner, Rostock 1881 (enthaltend: Rousseau in der Schweiz, Geßners Briefe, Brief Klopstocks).

¹) Berner Taschenbuch 1888, S. 246; Brief Loris an Tsch. vom August 1759; Morell, Helvetische Gesellschaft, S. 438; Seigneux de Correvon am 19. Jan. 1768 an Tsch.; R. Ischer, J. G. Zimmermanns Leben und Werke, S. 162.

²) In der Bibliothèque raisonnée XXXIX, S. 389–403, 1747. Von hier wieder abgedruckt in den „Freymüthigen Nachrichten" von Zürich 1748, S. 282–288.

³) Die Übersetzung der Alpen erschien nicht, wie G. E. Haller in der Bibliothek der Schweizergeschichte I, No. 1431, angibt, in der Nouvelle bibliothèque germanique, sondern separat. Siehe Göttingische Zeitung von gelehrten Sachen 1749, S. 370. (Mai).

⁴) Voller Titel: Poésies choisies de M. de Haller, traduites en prose par M. de T. VIII. 158 p. Gottingue, chez Abram Vandenhoeck. (Einziges Exemplar auf der K. Bibl. in Göttingen.) Haller versah die Ausgabe mit einer französischen Vorrede. Sie ist, nebst der deutschen Übersetzung von 1756, wieder abgedruckt bei L. Hirzel, A. von Hallers Gedichte, S. 281–291. Die deutsche Übersetzung erschien schon zwei Jahre vorher in: Neueste Sammlung vermischter Schriften, Bd. II, Stück 3, S. 427 bis 434. Zürich, 1754.

⁵) L. Hirzel, A. v. Hallers Gedichte, S. CCCLXI, und Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, Bd. I, S. 144–146. Ausführliche Mitteilungen über die verschiedenen Ausgaben der Tscharner'schen Übersetzung, ebd. S. 293–299.

⁶) Ischer, Zimmermanns Leben, S. 217 f.

⁷) Abgedruckt in „Neueste Sammlung vermischter Schriften", Bd. II, Stück 3, S. 394–426, Zürich 1754. Ein vollständiges Exemplar dieser seltenen Sammlung besitzt die Kantonsbibliothek in Aarau. Die Autorschaft Tscharners ergibt sich aus einem undatierten Briefe an Zimmermann und aus Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte I, No. 1432.

⁸) Schon am 30. Okt. 1760 berichtet Tsch. an Haller, ein Abbé Siresi (?) hätte nach der Tscharner-Übersetzung eine solche ins Italienische vorgenommen und sie ihm soeben zum Druck angeboten. Er bittet Haller um seine Meinung.

⁹) Nach Hirzel, a. a. O. S. CCCLXXXV war Tsch. ebenfalls seinem Freunde Haller behilflich bei der Herausgabe der „Ordnungen und Gesetze der Landschaft Älen."

¹⁰) Abgedr. in „Neue Sammlung physisch-ökon. Schriften", herausgegeben von der ökon. Gesellschaft Bern. 1779. Bd. I, S. 1–87. Erschien auch separat in 93 S.; übersetzt ins Französische 84 S. Diese Rede trug ihm den Dank der Gesellschaft und der letztern ein huldvolles Schreiben der Regierung ein. (Manual der ökon. Gesellschaft vom 28. März 1779, und Tillier, Geschichte des Freistaats Bern V, 288).

[11]) Sie erschien anonym; sie trägt nach den „Freymüthigen Nachrichten" vom 28. Mai 1749 den Titel: Gedanken des Herrn von Rochefoucault, der Marquisin von Sable und des Herrn L. D. Aus dem Französischen übersetzt. 8°. Bei Heidegger in Zürich.

[11a]) Wörtlich das Gleiche schreibt Bodmer an Gleim; siehe Hamel, Klopstocks Werke. (Bei Kürschner, Nationallitteratur, Bd. 46, S. CLIII).

[12]) Im Journal helvétique, Déc. 1748, p. 556—573 unter dem Titel: Echantillons d'un poème épique allemand . . . tirés de la lettre d'un gentilhomme allemand. Vgl. hiezu Süpfle, a. a. O. S. 204 u. 337; Hamel, a. a. O. S. CLXXXVI; Virg. Rossel in der Revue d'histoire littéraire de la France II, p. 182. (1895).

[13]) „Freymüthige Nachr." 1749. Die Artikel Tscharners stehen in den Nummern vom 2. Juli, 17. September und 31. Dezember. Vgl. hiezu auch Fr. Muncker, Fr. G. Klopstock, S. 150 f., und J. Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 592.

[14]) Beurteilung des Heldengedichts des Noah. 60 S., 8°, bei Heidegger in Zürich. Das einzige erhaltene Exemplar befindet sich auf der Stadtbibliothek Zürich, im Sammelband Gal Tz 429.

[15]) Über diesen Noahhandel vgl. Baechtold, a. a. O. S. 600—602, und Anmerkungen S. 185; Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, S. 497 u. 716; W. Körte, Briefe der Schweizer Bodmer u. s. w., S. 144; Zürcher Taschenbuch 1894, S. 43; R. Hamel, Briefe von J. G. v. Zimmermann u. s. w. an V. B. v. Tscharner, S. 15. Die Darstellung bei Mörikofer, die schweiz. Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, S. 162 f., entspricht nicht dem Sachverhalte.

[16]) Abgedruckt bei Hamel, Mitteilungen, S. 61—62.

[17]) In dem Sammelbande Briefe an Tscharner, Stadtbibl. Bern.

[18]) Das Nähere in den Briefen zwischen Bodmer und Tscharner und bei Muncker, Klopstock, S. 209.

[19]) Siehe auch Süpfle, a. a. O. S. 204 u. 338.

[20]) Der Brief an A. Haller vom 15. März 1751 befindet sich auf der Stadtbibl. Bern. Die Mitteilungen über Young und Richardson wurden u. a. auch in den „Neuesten Sammlungen vermischter Schriften" (Zürich 1756) III, S. 251—254, abgedruckt. In den Briefen an Tscharner befinden sich auch zwei freundliche Billete Youngs.

[21]) In A. Hallers Korrespondenz, Bd. 10. Die „erste Nacht" ist übersetzt.

[22]) Dieser Racine soll nach Hirzel, a. a. O. S. CCCLXI u. S. 292, u. Süpfle, a. a. O. S. 146 u. 294, im Jahre 1752 eine zu Lyon erschienene französische Übersetzung der Haller'schen Gedichte durchgesehen und verbessert haben.

[22a]) Ihr widmete mit sehr verbindlichen Worten C. C. L. Hirschfeld, der sich als Hauslehrer eine Zeit lang in der Bellevue befand, im Jahre 1768 seine Schrift: Das Landleben. Prof. Hirzel besitzt die dritte Auflage desselben vom J. 1787.

[23]) Anhang zu den Poésies choisies: Freundschafftliches Geschenke. 23 S. Göttingen, Vandenbroeck. Motto: Sapere aude. Das einzige bekannte Exemplar befindet sich auf der k. Bibliothek in Göttingen. Frisching studierte dazumal in Göttingen, verlobte sich mit Hallers Tochter Marianne und machte dann die Reise mit den Tscharnern nach den Niederlanden, England und Frankreich. Die Verlobung löste sich schon im J. 1751 zum großen Leidwesen Hallers und Tscharners wieder auf.

[24]) Sie erschien zuerst in den „Freymüthigen Nachrichten" vom 13. August 1749, S. 262.

[25]) Abgedruckt in „Neueste Sammlung vermischter Schriften" I, Stück 2, S. 82—85 (1754). Unter den Initialen L. F. A. D. ist entschieden Tscharner zu suchen; denn noch später versteckte er sich hinter die Abkürzung F. A. D. oder A. D. Siehe Hirzel a. a. O. S. CDLXV. Dafür spricht auch die Anrede an Salem. Aus dem ersten Verse ergibt sich das Entstehungsjahr der Ode: Der Dichter steht im 22. Jahre seines Lebens.

[26]) Abgedruckt in Bürkli, Schweizerische Blumenlese II, S. 225—226.

[27]) Abgedruckt ebd. II, S. 268—270.

[28]) Abgedruckt ebd. III, S. 195.

[29]) Abgedruckt ebd. II, S. 276—279.

[30]) Abgedruckt ebd. III, S. 51—62.

[31]) Abgedruckt in „Der schweizerischen Gesellschaft in Bern Sammlungen von landwirtschaftlichen Dingen." 2. Teil, Stück 1, S. 11–28. [1761].

[32]) Abgedruckt im Journal étranger, août 1762, und in M. Huber, choix de poésies allemandes III, p. 243—257. Nach Süpfle, a. a. O. S. 294.

[33]) Abgedruckt in Bürkli II, S. 245–247.

[34]) In Briefen an Zimmermann. Ein Gedicht über die Schlacht bei Krefeld u. Vischeln schrieb nebst historischer Einleitung S. L. Haller in seinen „Poetischen Versuchen", Bern 1781, S. 31. — Ob die von Zimmermann (bei Hamel, S. 40) gerühmte Ode auf „Das Herannahen des Frühlings" ein neues Gedicht ist, oder ob dasselbe identifiziert werden darf mit der Frühlingsode des Jahres 1751, weiß ich nicht. Im Frühjahr 1756 sandte Tscharner eine „Ode auf das neue Jahr" nach Zürich und Göttingen. Ob sie, wie beabsichtigt worden war, bei Heidegger in Zürich gedruckt worden ist? Ebenso kenne ich auch nur den Titel des Gedichtes: Die guten Nachbarn Wacker und Frey, dessen Drucklegung Lavater wünschte. Siehe Schweizerlieder von Lavater, 3. Aufl., S. 447. Gefl. Mitteilung von Prof. Hirzel. — In Bürklis Blumenlese steht noch unter dem Namen Bernhard Tscharners ein Gedicht „Auf den Neid". Dies stammt aber entschieden nicht von ihm; denn Tscharner machte keine so schlechten Verse. Zugleich trägt es die Jahreszahl 1779! Baechtold a. a. O. Anm., S. 224, schreibt ihm auch irrtümlicherweise die in der Züricher Isis von 1806 stehende Übersetzung von Glovers „Leonidas" zu. Sie stammt von H. Tscharner in Chur. Auch schreibt man dem Bernhard Tscharner vielfach eine Übersetzung des Persius (in das Deutsche oder Französische?) zu. Ich konnte nirgends für diese Angabe einen Anhaltspunkt finden. -- Hirzel kam neuerdings von der a. a. O. S. CDLXXXIII ausgesprochenen Ansicht, daß Tscharner der Verfasser von «Les malheurs de l'amour», einer französischen Dramatisierung von Goethes Werther sei, ab. Tscharner war auch Korrespondent für das von Arnaud geleitete Journal étranger (1754–62). Da mir dasselbe nicht zur Verfügung stand, so konnte ich seinen Anteil nicht ermitteln. Vgl. V. Rossel, a. a. O. S. 176. Einige Briefe Arnauds an Tscharner sind auf der Stadtbibl. Bern.

[35]) Beschreibung der fürstlich-österreichischen Begräbniß-Kruffte zu Königsfelden, in „Neueste Sammlung vermischter Schriften", Bd. I, Stück 2, S. 91–98. Tscharners Autorschaft ergibt sich aus einem Briefe vom 5. März 1755 an Zimmermann. Nach dem gleichen Briefe hatte er auch ein Verzeichnis vom alten St. Vincentzenschatz vor der Reformation eingesandt. Letzteres erschien aber in der Sammlung nicht. Vielleicht rührt das in J. J. Simler, Sammlung alter und neuer Urkunden etc., Bd. I, T. 1, S. 48–54 (1757) stehende Verzeichnis von Tscharner her.

[36]) Zurlauben, Tableaux etc. II, p. 127. v. Mülinen, Prodromus einer schweiz. Historiographie, S. 167, führt an, daß die „Historie" nach Tscharners Tode in zweiter Auflage in 2 Bänden (1784 u. 1789, Zürich) unter dem Titel: Geschichte der Eydgenossen erschienen sei. Das Buch war mir nicht zur Hand.

[37]) Haller, Bibliothek IV, No. 498.

[38]) Hierin bediente sich Tscharner der Initialen F. D. A. oder D. A. Vgl. Hirzel a. a. O. S. CDLXV. Von diesem Werke konnte ich keine Einsicht nehmen.

[39]) Dictionnaire géographique, historique et politique de la Suisse. 2 vol. Neuchâtel 1775. Vgl. Haller, Bibliothek I, No. 748.

[40]) Patriotische Reden etc., 22 S.

[41]) Haller, Bibliothek IV, No. 665. Das Manuskript scheint nicht mehr erhalten zu sein. Eine Würdigung Tscharners als Historiker gibt auch G. v. Wyß in seiner Geschichte der Historiographie in der Schweiz, S. 304.

[42]) E. Bodemann, Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis, S. 286. Journal helvétique, Mai 1762, p. 553; ebd. September 1762, p. 269 u. April 1763.

[43]) Vorschlag der ökonomischen Gesellschaft in Bern zur Errichtung einiger mitarbeitender Gesellschaften. Bern 1761. Ein Exemplar befindet sich in der Bibliothek der ökon. Gesellschaft in Bern. Daß dieser Vorschlag von B. Tscharner herrührt, ist aus den Briefen Iselins und Dr. Hirzels ersichtlich. Letzterer schrieb ihm im Nov. 1761: „Ihre Vorschläge sind ein neuer

Beweis Ihrer unverdrossenen Bemühungen um das allgemeine Wohl." Und Tscharner an Lori: „Der «Vorschlag» der ökon. Gesellschaft in beiden Sprachen ist wirklich meine Arbeit."

[44]) Die Vorreden zu den Jahrgängen 1762—1764 der „Abhandlungen und Beobachtungen durch die ökonom. Gesellschaft zu Bern gesammelt" haben B. Tscharner sicher zum Verfasser. Siehe Jahrg. 1764, Stück 4, S. 218. Im Jahre 1769 schrieb Niklaus Tscharner an Iselin, daß sein Bruder die meisten Vorreden bis jetzt geschrieben hätte.

[45]) Anmerkungen über die Lage des sog. Münsterthales u. s. w. in Abh. und Beob. 1762, Stück 4, S. 144—181.

[46]) Vorschlag zur Aufmunterung des Seidenbaues in der Waadt. Ebd. 1764, Stück 4, S. 5—19.

[47]) Prüfung einicher Zweifel wider die Einschränkung und Verteilung der Allmenden. Ebd. 1768, Stück 2, S. 183—209, u. 1769, Stück 2, S. 109—131. Ebenso ist Tscharner der Verfasser von: Nachlese aus verschiedenen Wettschriften über die Preisfrage: Von der besten Auferziehung des Landvolks in Absicht auf den Feldbau. Ebd. 1766, 2 Stück, S. 1—68. Ein Auszug aus einem Briefe über verbrennbare Erde zu Montcherand bei Aubonne steht ebenda in den Verhandlungen vom 24. Juni 1771.

[48]) Bodemann, a. a. O. S. 224, 226, 229, 235, 249, 256. Hamel, Mitteilungen, S. 3—21.

[49]) K. Morell, die helvetische Gesellschaft, S. 352, 446.

[50]) Briefe des Niklaus Tscharner an Iselin vom 9. Dez. 1766 u. 15. März 1767.

[51]) L. Hirzel, Albrecht von Haller, S. CCCXLVIII.

[52]) Über beide Zeitschriften — sie befinden sich auf der Berner Stadtbibliothek — siehe Haller, Bibliothek II, No. 298 u. 299. Tscharner schrieb am 24. Nov. 1758 an Zimmermann: „Ich habe die Charlatanerie begangen, das lateinische Journal unter meinem Namen ausgehen zu lassen; dadurch gewinne ich Korrespondenten. Ich habe keinen andern Theil daran, als daß ich den Herausgeber ermuthigt habe und ihm einige Unterstützung angedeihen lasse."

[53]) Hamel, Briefe, S. 57. Über Wielands Aufenthalt in Bern enthalten außer Bodemanns Buch über Julie Bondeli die Ausgewählten Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde, Bd. II, S. 37—142, wichtige Aufschlüsse. Instruktiv ist ebenfalls die Besprechung von Bodemanns Buch durch Wilhelm Scherer im Anzeiger für deutsches Altertum I, S. 45—59.

[54]) Über diese Ausgabe vergl. L. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli, S. 141. Daß Tscharner der Übersetzer des Wieland'schen «Fragment d'une Hymne sur Dieu» ist, läßt sich aus der Anzeige im Excerptum totius italicæ nec non helveticæ literaturæ 1760, pars I, p. 279, und aus der Arbeit Virg. Rossels in der Revue d'histoire littéraire de la France II, p. 194 (1895) ersehen.

[55]) Estratto della letteratura europea 1759, vol. III, p. 281—283.

[56]) Tscharner an Lori am 19. März 1760: „Herr Wieland, der sich ohne großes Vergnügen, wie es scheint, seit bald 9 Monaten hier aufhält, gibt ein Trauerspiel in Prosa heraus." — Am 24. Mai: „Herr Wieland ist seit zwei Tagen abgereist."

[57]) Tscharner empfahl ebenfalls die Archäologen Ritter und Samuel Schmid, den Pfarrer Bertrand, alle in Bern, den J. Elie Bertrand in Neuenburg und seinen Korrespondenten Seb. Donati in Italien zur Aufnahme in die Akademie.

[58]) R. Ischer, J. G. Zimmermanns Leben und Schriften, S. 162.

[59]) Brief an Zimmermann vom 11. März 1764.

[60]) Mit ihm erhielt das Burgerrecht auch Karl Rud. Kilchberger. Tscharner hatte in Rolle ein Haus gekauft; er wollte sich dort dauernd niederlassen. Mitteilung aus dem Archiv Rolle.

[61]) Brief des Niklaus Tscharner an Iselin vom 12. September 1778. Die oft wiederholte Behauptung, Bernhard Tscharner sei in Lugano vergiftet worden, entbehrt jeglichen Grundes. Sein Testament befindet sich im Testamentenbuch des bern. Staatsarchivs.

[62]) Abgedruckt in „Neue Sammlung der Schriften der ökonomischen Gesellschaft" II. S. LXV—LXXXV. Über Tscharner schrieben später: Leu, Lexikon, Suppl. VI, S. 113 f.; Lutz,

Nekrolog denkwürdiger Schweizer, S. 534 f.; Biographie universelle (1827), T. 47, p. 1; Lauterburg, im Berner Taschenbuch 1853, S. 297; v. Mülinen, Prodromus einer schweiz. Historiographie, S. 167; Sonntagsblatt des „Bund" 1879, No. 20; R. Hamel, Mitteilungen aus Briefen an V. B. von Tscharner, S. 3 f.; J. Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 515, 592, 600, 668; G. Tobler, die Chronisten und Geschichtschreiber des alten Bern, S. 78 bis 80 (in Festschrift zur VII. Säkularfeier der Stadt Bern 1891); G. v. Wyß, Geschichte der Historiographie in der Schweiz, S. 304; E. Blösch, Allg. deutsche Biographie, Bd. 38, S. 704. (1895), (wieder abgedruckt in „Sammlung bernischer Biographien". Bd. II). — Niklaus Tscharner widmete seinem verstorbenen Bruder ein gutgemeintes, aber schwaches Gedicht, abgedruckt in Bürkli, Schweizerische Blumenlese III, S. 89—94. S. L. Haller setzte ihm in seinen 1781 erschienenen „Poetischen Versuchen", S. 53—56, ein würdiges, poetisches Denkmal, in dem er den Verstorbenen neben Manuel, Vadian, Wettstein und Haller stellt. Exemplar auf der schweiz. Landesbibliothek. Gef. Mitteilung von Dr. K. Geiser.



Verzeichnis der auf die Geschichte des Kantons Bern bezüglichen Publikationen des Jahres 1895.

Album pittoresque du Jura bernois et neuchâtelois. Qu. in-4°. Saint-Imier, Gerber.

Altelsgletscherbruch, 1782. (Bund Nr. 283.)

Anderegg, F. Daniel Rhagor v. Bern, der Begründer der deutsch-schweiz. landwirtschaftlichen Litteratur. (Alpenrosen Nr. 37.)

Archiv des historischen Vereins des Kts. Bern. Bd. 14, Heft 3, S. XLV–LVIII, 245–503. Bern, Druckerei Stämpfli.
Inhalt: A. Mühlemann, Studien zur Geschichte der Landschaft Hasli. – E. Welti, jun., Die vier ältesten bernischen Stadtrechnungen.

Arnaud, E. Récit hist. de la conversion au protestantisme des Vaudois des Alpes. 1–3. (Rev. théol. et des quest., rel. 4, 449–73.)

Bähler, A. Aus Gastern. (Jahrbuch des S. A. C. 29, 329–32.)

– Mitteilungen über den Grimselpaß und das Grimselhospiz. 8°, 47 S. Biel, Kuhn.

– **E.** (Vater.) Die letzten Tage des alten Bern im Kampfe gegen Brunes Armee 1798. 8°, 58 S. Ebd.

– **E.** (Sohn.) Jean Le Comte de la Croix. Beitr. z. Reformationsgeschichte d. Westschweiz. 8°, IX, 128 S. Ebd.

Bau des Berner-Casino u. sein Gründer. (Berner-Heim Nr. 2–3.)

Baugesellschaft, erste und zweite Berner. (Berner-Heim Nr. 3/4.)

Bern. Plan der Stadt Bern mit Straßen-Verzeichnis und Hausnummern. 1 : 6250. 5. Aufl. Rev. v. K. Mischler. 50×60 cm. Farbendr. Bern, H. Körber.

v. Berchem, V. Le rôle du comte Aimon de Savoie dans la guerre de Laupen, d'après les comptes du bailli de Chablais. (Anzeiger f. schweiz. Gesch. 26, 178–186.)

Bern im Spiegel eines Pamphletärs aus den 30er Jahren: Eugen v. St. Alban. (Weltchronik v. 15. Dezember 1894 Nr. 37. Bern.)

Berner Bauten. Herausg. vom Ingenieur- und Architektenverein Bern. 57 Tafeln in fol. Mappe. Bern.

Bettelheim, A. Deutsche und Franzosen. Hartleben, Wien. (Darin: Karl Stauffer, S. 128 bis 149; J. V. Widmann, S. 117–127.)

Biographie, allg. deutsche. Herausgegeben v. d. hist. Kommission der Akademie in München. Bd. 37: Sulzer, G. (Tschackert.) – v. Tavel, Fr. K. (Blösch.) – Bd. 38: v. Tillier, Joh. Fr. (v. Duncker.) – v. Tillier, Joh. A. (v. Duncker.) – v. Tillier, Joh. A. (Blösch.) – v. Tillier, Joh. M. (v. Duncker.) – Tralles, J. G. (Knott.) – Trechsel, Fr. (Tschackert.) – Tschachtlan, B. (Tobler.) – v. Tscharner, K. Fr. (Blösch.) – v. Tscharner, K. E. (Blösch.) v. Tscharner, N. E. (Blösch.) – v. Tscharner, V. B. (Blösch.) – Tschiffeli, J. R. (Hunziker.)

Bodmer, H. Die Gesellschaft der Maler in Zürich und ihre Diskurse 1721–23. 8°, 127 S. Zürcher-Dissertation. Frauenfeld, Huber. (Darin: Mitteilungen über Prof. Lauffer, Altmann, das Bernische Freitagsblättlein.)

Bolza, W. J. G. Zimmermann. Gedenkblatt. (N. Zürch. Ztg. Nr. 277–9.)

Bratke. Das Glaubensbekenntnis in einer Bernerhandschrift aus den 7–8 Jh. (Theol. Studien u. Kritiken 1895, 1, S. 153–67.)

Breßlau, H. Das älteste Bündnis der Schweizer Urkantone. (Jahrb. f. schweiz. Geschichte 20, 1—36. Betrifft S. 16 f. auch Bern.)

(Brugger, H.) Lesegesellschaft Langenthal. (Oberaargauer Nr. 14 ff.)

Brüschweiler, A. Zur Geschichte des Grimselpasses. (Freistunde.) 58 S. Interlaken, K. J. Wyß.

Büchi, A. Zu Albrecht von Bonstetten. (Anzeiger f. schweiz. Gesch., S. 223—225.)

Bühler, Fr. Das Haslithal und die neue Grimselstraße. Beschreibung, Geschichte, Sage. 8°, 98 S. Luzern, Doleschal.

Burgdorf. Führer durch die Stadt. Herausg. von der Sektion des S. A. C. 8°, 52 S. Mit Illustr. 1894.

Denkschrift zur Feier des 50jähr. Bestandes der Berner Liedertafel. Verfasser: A. Lüscher, G. Strelin, A. Garraux. 8°, 388 S. Bern, Michel u. Büchler.

Eberfold, F. Durch das Berner Oberland. Mit 76 Ill. 150 S. Zürich, Orell Füßli. (Europ. Wanderbilder Nr. 211—214.)

Eissenlöffel, L. Franz Kolb, ein Reformator Wertheims, Nürnbergs und Berns. Leben u. Wirken. Mit 15 Beilagen. 8°, 131 S. Diss. Erlangen.

(Estermann, F.) Grundzüge f. die rationelle Anlage der Verkehrswege größerer Städte, mit Berücksichtigung der stadtbernischen Verhältnisse. 20 S. Bern.

— **M.** Geschichte der Pfarreien Großdietwil u. Großwangen im Ktn. Luzern. (Geschichtsfreund, Bd. 49. Mitteilungen über Melchnau, Gundiswil, Fribach und Reisiswil.)

Fetscherin, R. Geschichte des bernischen Schulwesens. 2. Teil. Forts. (Pionier Nr 1 ff.)

Flück, Fr. Die drei großen Schwingfeste 1895 in Unspunnen, Biel, Einsiedeln. Burgdorf.

Flügel, A. Verzeichnis der Mitglieder d. bernischen Ministeriums und ihre Stellungen. Bern, Stämpfli. 3 Fr.

Fluri, A. Das Berner Taufbüchlein vom J. 1528. (Theol. Zeitschr. aus der Schweiz, v. Meili. 12, S. 103—118).

Folletête, C Les armoiries des Franches-Montagnes. (Arch. hér. suisses 9, 41—43, 45—47.)

Freymond, E. Handschriftliche Miscellen: Berner Stadtbibliothek Hs. A. 95—7. (Abhandlungen, A. Tobler gewidmet z. 25jähr. Jub. S. 306—21.)

Gabotto, F. Lo stato sabaudo da Amadeo VIII ad Emanuele Filiberto. Vol. 3. 1496—1504. XXXX, 356 p. Torino, Roux.

Geiser, K. Studien über die bernische Landwirthschaft im 18 Jahrh. (Landwirthschaftl. Jahrb. d. Schweiz. 9, 1—88.)

— Jer. Gotthelf u. die pol. u. soc. Bewegungen im Ktn. Bern von der Helvetik bis in die 30er Jahre. (Helvetia 14, 130—140.)

Gerwer, Pfr. Die Nellenbalm u. die Sage vom Grindelwald-Wallispaß. (Jahrbuch des S. A. C. 29, 333—5.)

Gimmi, W. Das Denkmal des Generals Weber in Frauenfeld. (Basler Nachr. Nr. 6.)

Glardon, A. Un piétiste suisse: Béat de Muralt. (Chrétien évang. janv. p. 8—21.)

Glur, G. Das Marzili-Quartier und d. Gründung seiner privaten Feuerspritzengesellschaft 1739. (Berner-Heim Nr. 31/2. Auch sep.)

(Gotthelf, J.) Ein Brief des Jeremias G. (Basler Nachrichten Nr. 152.)

Grellet, J. Deux projets du gouverneur de Lentulus. (Musée neuchâtelois 32.)

Gropius, R. Das Verhältnis des Codex Weilburgensis Nr. 3 der Etymologie des Isidorus Hispalensis zu den Bernenses. (Progr. d. Gym. Weilburg. 4°, 9 S. 1894.)

Großmann, Th. Berner Rollbatzen oder Plappart. (Revue suisse numismatique 5, S. 94/5.)

Güder, E. Schweizerhaus v. 1545 mit Inschrift in Mürren. (Verh. der Berliner Ges. für Anthropol. v. Virchow. Sitzg. v. 10. März 1894, S. 141/2.)

Guggisberg, eine Skizze. (Alpenrosen Nr. 41 -44.)

Hauser, J. Altkatholizismus u. Kulturkampf in der Schweiz. (Monatrosen 39, 244—55, 349—70.)

Haußleiter, J. Brief des Wolf. Musculus 1537 an Luther. (Zeitschrift f. Kirchen-Gesch. v. Brieger 15, S. 420.)

Heimann, A. Klaus Leuenberger. Trauerspiel in 5 Akten. 8°, 112 S. Biel, Kuhn.

Heinemann, J. Die neuesten Schulbauten in Bern. Hygieinische Studie. 8°, 40 S. Diss. Bern 1894.

Hyrvoix, A. Notes sur le prieuré de Rougemont, ordre de Clugny, au comté de Gruyère. Additions et corrections, avec un appendice sur le prieuré de Ruggisberg. (Revue suisse catholique 1894. (Sep. 24 S.)

Katalog der Fischerei-Ausstellung Bern. 71 S. (Darin S. 29—61: Geschichte u. Statistik des schweiz. Fischereiwesens.)

Keller, J. Nekrologe schweizer Schulmänner. (Jahresber. v. d. Aarg. Lehrerseminar Wettingen 1894/5. 32 S. Darin: J. A. Delosea; N. Henzi; G. Hürner; M. Imhof; D. Kocher; A. Kyburz; K. F. A. Meißner; J. R. Salchli; B. Schaffner; J. G. Tralles; J. F. Trechsel.)

Klemm, A. Das Berner Münster u. seine Vollendung. (Christl. Kunstblatt 1894, Heft 11; 1895, Heft 3/4.)

Klentschi, J., u. **Zeller**, E. Das Deutschordenshaus Beuggen einst und jetzt, 1246—1894. 8°, 110 S. Basel, Jäger. 1894.

Kocher, F. W. Heinrich v. Kleist in Thun. (Zofinger-Centralblatt 35, 334—52.)

Ladewig, P., u. **Müller**, Th. Regesta episcoporum Constantiensium. Regesten zur Geschichte der Bischöfe v. Constanz, von Bubulkus bis Th. Berlower, 517—1496. Hg. von der bad. hist. Comm. Bd. 1. 517—1293). 4°, 399 S. Innsbruck, Wagner.

Laur, M. Ü. d. Schlacht bei Nancy. Mit Plan. 34 S. Rostocker Diss. Berlin, Heitz.

Lebensgeschichte eines stadtbernischen Originals. (Berner-Heim Nr. 12 ff.)

Lehmann, H. Verzeichnis der Glasgemälde des Kantons Aargau: Bezirk Zofingen. (Kleine Mitt. von Aarau 2, 17—26. Manches auf Bern Bezügliche.)

Leuenberger, J. Der Weibel von Ins. Volksstück in 4 Akten. Bern, Nydegger. 1894.

v. Liebenau, Th. Vor fünfzig Jahren. Erinnerungen an den ersten Freischarenzug. (Vaterland 1894, Nr. 275—80, 282, 284.)

— Der große Freischarenzug von 1845. (Vaterland Nr. 70—82, 89.)

— Unpartenische Relation was zwischen den Catholischen und uncatholischen Herrn Eydtgenossen vom 4. Jenner biss auff den 14. diss Monats Febr. diss lauffenden Jahrs fürgangen, 1656. (Anzeiger für schweiz. Gesch. 1895, S. 163—166.)

— Der Luzernische Bauernkrieg v. Jahre 1653. 3. Teil. (Jahrb. f. schweiz. Gesch. 20, 1—233. Betrifft vielfach Bern.)

— Die Treffen zu Bremgarten u. Villmergen im Jahre 1712. (Anz. f. schweiz. Geschichte, S. 228—234.)

Maack, R. Über Popes Einfluß auf die Idylle u. das Lehrgedicht in Deutschland. 4°, 16 S. (Progr. der Realschule am Eilbeckerwege in Hamburg. Darin: Haller.)

Maag, A. Geschichte der Schweizertruppen in französischen Diensten vom Rückzug aus Rußland bis zum zweiten Pariserfrieden. Mit Tafeln, Portr., Karten, Register. 8°, XV, 568 S. Biel, Kuhn.

Merz, R. Jakob Hemmann, Prädikant in Ammerswil v. 1639—76. (Monatsbl. f. d. ev.-ref. Landeskirche des Kts. Aargau Nr. 2 ff.)

— W. Die Rechtsquellen der Stadt Aarau. Bd. 1. (1283—1526). (Argovia 25, S. XVII bis XXXV, 1—245.)

— Zu den Gerichtsformalien von Bern. (Zeitschrift d. bernischen Juristen-Ver. 31, 1—4.)

— Aargauische Strafrechtsquellen. (Zeitschrift f. schweiz. Strafrecht 8, 223—238.)

Miltenberger, F. Das Itinerar Papst Martins V. v. Konstanz bis Rom. (Mit d. Inst. f. österr. Geschichtsforsch. 15, 661 ff.)

Morf, H. Zweiunddreißig Jahre aus dem Leben eines Waisenvaters. Ein Stück Autobiographie. 21 S. Bielefeld, Helmich.

Motta, E. Alcuni documenti relativi ad Emmanuele Haller in relazione al suo palazzo di Mendrisio, 1794—1818. (Bolletino storico 16.)

v. Mülinen, W. F. Les armes d'une famille bernoise éteinte: Murer. (Archives héraldiques suisses, 9, p. 1—2.)

— Die Grabdenkmäler im Monbijou 1895. (Berner-Heim Nr. 16—24.)

— Die Glasgemälde in Seeberg. (Ebd. N. 34.)

— Was sich ein Landgut erzählt. (Ebd. Nr. 44/5.)

Müller, C. Oberst Joach. Feiß. Lebensbild. 56 S. Verlag des Intelligenzblattes.

— E. Geschichte der bernischen Täufer. 8°, 416 S. Frauenfeld, Huber.

Münster, das, in Bern. (Zeitschrift f. bild. Kunst 6, Heft 7.)

Nekrologe: Großrath Ludwig v. Wattenwyl (Berner Tagblatt Nr. 6). — Regierungsrath Fried. Eggli (Bund Nr. 24/5, 28; Berner Tagblatt Nr. 20; Intelligenzbl. Nr. 21; Neue Zürcher Ztg. Nr. 26). — Oberrichter Häberli (Berner Tagbl. Nr. 9). — Prof. Fr. A. Flückiger (Schweiz. Wochenschr. f. Chemie u. Pharm., 33. Jahrg., Nr. 7; Centralblatt d. Zofingervereins 35, 472—6; Archiv der Pharmacie, Bd. 233, S. 321—367; Archiv d. historischen

Vereins Bern 14, S. LIV; Anz. f. schweiz. Gesch. 26, 296). — Ingenieur R. L. Ris (Berner Tagblatt Nr. 104). — Dr. J. Stupnitzki (Bund Nr. 119). — Rittmeister Karl von Tscharner (Allg. Schweiz. Militär-Zeitung Nr. 21). — Bundesrath Karl Schenk (Sämtliche Schweizer-Zeitungen v. 19. Juli an, ff.) — Pastor J. G. Eberhard (Intelligenzbl. Nr. 54). — Münzdirektor C. Platel (Bund Nr. 54). — Heinrich v. Stürler (Berner-Heim Nr. 11). — Prof. Dr. L. Schläfli (Bund Nr. 79; Berner Tagbl. Nr. 69; Intelligenzbl. Nr. 68, 72; Berner Schulblatt Nr. 14, Ill. Zg. Leipzig vom 13. April). — Dr. J. G. Glur (Zofinger Centralblatt 35, 424). — Pfr. K. His (Berner Tagbl. Nr. 88). — Gymnasiallehrer Friedrich Edinger (Intelligenzbl. Nr. 72; Berner Schulblatt Nr. 14). — Redaktor Alfred Züricher (Helvetia 14, 250; Intelligenzbl. Nr. 182/3; Berner Tagbl. Nr. 182). — Pfarrer Heinrich Baumgartner (Jahrb. d. schweiz. Alpenclubs 30, 360—366). — Oberst Joachim Feiß (Sämmtl. Schweizer-Zeitungen v. 18. Sept. an; Schw. Protestantenbl. Nr. 40). — Ingenieur Karl v. Sinner (Bund Nr. 247). — Ferd. Karl v. Sinner (Berner Tagbl. Nr. 250; N. Zürch. Zeitung Nr. 304).

Neujahrsblatt des histor. Vereins des Kts. Bern 1895.

Inhalt: E. Blösch; Bernhard Fried. Kuhn, ein bernischer Staatsmann zur Zeit der Helvetik. 4°, 31 S. Bern, Wyß.

— der litterarischen Gesellschaft Bern 1895. Inhalt: O. v. Greyerz, Beat Ludwig Muralt. Mit Auszügen aus seinen Schriften. — (G. Tobler), Litteraturverzeichnis für 1894. 4°, 77 S. Bern, Wyß.

Nörner, E. Das Schweizer Fleckvieh. 2. Aufl., 206 S. Berlin, Grundmann. 1893. (Darin S. 1—72: Geschichte der Rindviehzucht in der Schweiz, nebst Bemerkungen über die Abstammung der Fleckviehrasse.)

Pache, Ch. La contrée d'Oron, soit le district de ce nom, dans les temps anciens au moyen-âge et sous la domination bernoise. 630 p. Lausanne, Rouge.

Pestalozzis Aufruf bei Gründung seines Lehrerseminars in Burgdorf. (Pestalozziblätter 14, S. 63.)

Rahn, J. R. Gutachten über Befund u. künftige Behandlung des Refektoriums in dem ehemaligen Predigerkloster in Bern. 7 S. Bern. 1894.

Revue historique vaudoise, Red.: P. Maillefer. 3e année. Lausanne, Vincent.

Darin: P. Maillefer, Le pays de Vaud sous le régime bernois. — Documents relatifs à Fr. - C. de la Harpe et au coup d'état du 8 janvier 1800. — Ch. Morel, Alcoolisme et protectionisme à la fin du siècle dernier. — H. Mayor, Le livret des troupes suisses au service de France sous la restauration. — Ch. Vulliemin, Mission d'un bailli bernois à la cour de Sicile en 1715. — J. Cart, Quelques notes sur le major Davel. — A. de Montet, Documents inédits rélatifs au major Davel. — H. Vuilleumier, Encore quelques bribes d'histoire à propos du major Davel. — J. Cart, Le champ de bataille de Willmergen.

Richter, K. Der deutsche St. Christoph. Hist.-krit. Untersuchung I: Die Vorgeschichte der Christoph-Legende. 61 S. Diss. Berlin.

Ritschard. Gesetzesentwurf über das Armenwesen des Kts. Bern nebst Bericht u. Beilagen. Vorlage an den Regierungsrat. 4°, 204+125 S. Bern.

Rosi, M. La riforma religiosa in Liguria e l'eretico umbro Bart. Bartoccio. (Atti della soc. di storia patria 24, fasc. 2. Genova 1894. (Darin ein Brief Berns zu Gunsten Bartoccios.)

Rust, W. Ein bernischer Landvogt am K. fizilianischen Hofe (Allg. Schw. Ztg. Nr. 84).

— Der Brand von Aarburg 1840. (Bern. Volks-Ztg. Nr. 34.)

Sammlung bernischer Biographien. Hg. v. hist. Verein Bern. Heft 15. Bern, Schmid.

Inhalt: P. Schopfer (Türler.) — W. Musculus (A. Haller.) — D. Müslin (Ders.) — X. Kohler (Rossel). — R. Meyer (Sterchi) — A. v. Stein (Blösch). — Js. Steiger (Ders.) J. R. v. Sinner (Ders.) — V. B. v. Tscharner (Ders.) — K. F. v. Tscharner (Ders.) — M. Schneckenburger (Ders.) — F. Stettler (Ders.) — J. A. v. Tillier (Ders.) — F. K. v. Tavel (Ders.) — N. F. v. Steiger (Ders.) — G. R. Kasthofer (Luginbühl.) — J. F. v. Tillier (Sterchi).

Schmidlin, L. R. Geschichte des solothurnischen Amtei-Bezirkes Kriegstetten. Bd. 1. 8°, 281 S. Solothurn, Druckerei Union.

Schulgeschichte, zur: Schul- und Sittengsatz. (Berner Schulbl. Nr. 39 ff.)

Schulte, A. Die Standesverhältnisse der Minnesänger. (Zeitschrift f. deutsches Alterthum. Bd. 39, 185—251.)

Simonin. La législation hypothécaire du Jura bernois depuis 1815. (Zeitschr. d. bernischen Juristenvereins 30.)

Stammler, J. Der Paramentenschatz im hist. Museum zu Bern in Wort und Bild. Im Auftrage der Aufsichts-Kommission verfaßt. 147 S. Bern, Wyß.

— Die päpstliche Fahne der Landschaft Saanen. (Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde 28, 468–470.)

Sterchi, J. Berner Stadtchronik. Notizen aus d. bern. Geschichte auf alle Tage d. Jahres. I. Teil. (S. A. a. Berner Tagbl. 144 S.) Bern, Bureau d. Tagbl.

Stooß, M. Biographie v. Prof. Dr K. Demme, nebst Verzeichnis seiner sämtl. wissenschaftlichen Arbeiten. (29. Bericht des Jennerspitales. Bern 1891–4. S. 5–28.)

(Strickler, J.) Zur Kulturthätigkeit der Klöster. (Intelligenzbl. Nr. 91.)

Studer, B., sen. Beiträge zur. Geschichte der stadtbernischen Apotheken. 8°, 46 S. Bern, Druckerei Stämpfli.

Tobler, G. Schilling'sche Varianten zur Tschachtlan-Chronik. (Anzeiger f. schweiz. Gesch. 26, 189–192.)

— Eine neue Chronik des Raronkrieges? (Ebd. S. 198–199.)

— Notizen zur Kunst- und Baugeschichte aus dem bernischen Staatsarchive. (Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde 28, 447/8.)

— Kaiser Joseph in Bern. (Intelligenzblatt Nr. 92.)

Trechsel, Fr., v. Burgdorf, 1776–1849. (Pestalozziblätter 15, S. 44.)

v. Tscharner, C. F. Aus meinem Kriegsleben. (Berner Tagbl. Nr. 28–44.)

Tschirch, A. F. A. Flückiger. 46 S. Berlin, Gärtner. (S. A. aus Ber. d. pharm. Ges. 1895.)

Türler, H. Topographisches vom Zwiebeln- u. Statthaltergäßchen. (Intelligenzblatt Nr. 11.)

— Der Name Lorraine. (Ebd. Nr. 15 u. 18.)

— Zwei Meinungen aus dem alten Bern über den Nutzen d. Industrie. (Helvetia 14, 27–31.)

— Heinrich Zschokke in Bern. (Bund 1894, Nr. 361.)

— Das Beerdigungswesen der Stadt Bern bis zur Schließung des Monbijou-Friedhofes. (Intelligenzbl. Nr. 74–78, 80–84.)

— Der Name „Intelligenzblatt". (Ebd. Nr. 85–6.)

— Die Grabenpromenade. (Ebd. Nr. 87.)

— Abriß einer bernischen Adelsgeschichte. (Helvetia 14, 114–123.)

Türler, H. Betrachtungen ansehend die Juden in Bern, ca. 1790. (Intelligenzbl. Nr. 128.)

— Der Erker an d. Keßlergasse in Bern. (Ebd. Nr. 124.)

— Keltische Erdburgen bei Langenthal. (Bund Nr. 176.)

— Das Ballenhaus u. das Kasino in Bern. (Intelligenzbl. Nr. 161.)

— Über „Eugen von St. Alban", den Verfasser von „Bern, wie es ist. Leipzig 1835." (Im Briefkasten der Weltchronik vom 22. Dezbr. 1894, Nr. 38, Bern.)

— Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des 15. Jhs. (Helvetia 14, 176–190.)

— Histoire du Sr Isac Duplessis, second fils de feu Mons. d'Ependes. (Zeitschrift f. schweiz. Strafrecht 8, 239–41.)

— Das Falkenplätzlein u. das alte Grundmannhaus. (Intelligenzbl. Nr. 244.)

— Herr Dr. P. „von" Salvisberg. (Berner Tagblatt Nr. 244.)

Vetter, F. Festspiel zur Feier der Vollendung des Berner Münsters. (Schweiz. Rundschau 1895. Bd. 2, 1–39.)

Wackernagel, R. Die Unterstützung der Stadt Straßburg durch die Schweiz im Kriegsjahr 1870. 4°, VII, 114 S. Basel, Schweighauser. (Denkschrift zur Feier der Enthüllung des Straßburger Denkmals in Basel. Herausg. vom Regierungsrat v. Basel-Stadt.)

Weithase, H. Geschichte des Weltpostvereins. 2. verb. Aufl. Straßburg, Heitz.

Witte, H. Zur Geschichte der Burgunderkriege: Das Kriegsjahr 1475, Forts. (Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins 49, 78–112, 202–266.)

Würgler, H., u. **Wyß, H.** Meyringen und Oberhasli. Meyringen, Brennenstuhl. 1894.

Wyplel, L. Englands Einfluß auf die Lehrdichtung Hallers. (33. Jahresber. der Wiedner Kommunal-Oberrealschule 1888.)

Zeerleder, A. Hallwyl wider Landenberg. Ein Stammgutsprozeß in bernischen Landen aus d. 18. Jhr. Aus den Acten dargest. Dem schweizer. Juristenverein überr. v. d. jurist. Fakultät Bern. 8°, 59 S. Bern, Druckerei Haller. (Ebenfalls Zeitschr. d. bern. Juristen-Vereins 31, 309–361.)

Zimmerli, J. Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz, 2. Teil: Die Sprachgrenze im Mittellande, in den Freiburger-, Waadtländer- u. Berner-Alpen. Mit 14 Tabellen u. 2 Karten. 8°, IV, 164 S. Basel, Georg



